

**Deutscher
Reporterpreis
2017**

**Die 9 nominierten Texte in
der Kategorie
„Wissenschaftsreportage“**

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

| | |
|--|----|
| 1) Hannes Vollmuth: Der Marsianer (0358) | 03 |
| 2) Björn Stephan: Armer Hund (0641) | 12 |
| 3) Dialika Neufeld: Bumm, bumm, bumm (0674) | 30 |
| 4) Mathias Schneider: Wenn der Schlaf dich holt (0699) | 41 |
| 5) Vivian Pasquet: Mein Stottern und ich (0819) | 48 |
| 6) Vivian Pasquet: Körper los (0872) | 61 |
| 7) Marco Lauer: Wachstumsschmerz (1162) | 74 |
| 8) Patrick Bauer: Ein graues Leben (1163) | 85 |
| 9) Christina Berndt: Paul sieht rot (1460) | 99 |

Der Marsianer

Gernot Grömer wollte Astronaut werden und ins All fliegen, aber das hat nicht geklappt. So wurde er der erste Analog-Astronaut Österreichs. Eine etwas andere Reise in den Weltraum

Von Hannes Vollmuth, Süddeutsche Zeitung, 25.03.2017

Es ist Dienstag, kurz vor fünf am Nachmittag, die Wohnblocks stehen da wie stumme Riesen, und der Nebel wabert im Park, minus drei Grad in Innsbruck, da steigt ein Mann in einem Raumanzug aus dem Fenster, glitzernd und taumelnd.

Der Mann, Gernot Grömer ist sein Name, tapst über knirschenden Kies, in mit Aluminium beschichteten Stiefeln und einem Anzug, den die Erde nicht braucht. Ein Astronaut, der sich auf ein Garagendach verlaufen hat.

Er fühlt jetzt nichts mehr von dieser Welt, hört nichts mehr, auf seinen Körper drücken 45 Kilo, und Ventilatoren blasen Sauerstoff in seinen Helm. Hinsetzen: unmöglich. Umdrehen: kaum. Schwankend geht er zwischen den Innsbrucker Häuserschluchten. Wenn er aufs Klo muss, lässt er es laufen. Aber vor seinem inneren Auge sieht er Utopia Planitia, die Tiefebene des Mars, von diesem österreichischen Garagendach.

Jetzt tanzen auch noch Blitze, Grömers Mitarbeiter haben eine kugelige Apparatur aufgebaut, eine Tesla-Spule, es knallt wie ein alter Ottomotor. Auf dem Mars toben Stürme mit elektromagnetischer Ladung, und der Test soll zeigen, wie viel Ladung dieser Raumanzug verträgt. Ein Filmteam filmt, ein Fotograf fotografiert, als Grömer einen Erdungsstab in beide Hände nimmt und sechs Millionen Volt auf seinen Anzug fließen. Seine Muskeln, erzählt er später, kribbeln und krampfen. Da sieht er ihn plötzlich selbst. Ein kleiner rötlicher Tropfen am Innsbrucker Nachthimmel.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Mit bloßem Auge kann Grömer ihn erkennen, gleich neben der Venus glimmt er auf, der Mars, in echt. Für einen Moment verschwimmt jetzt für ihn alles: Innsbruck, der Mars, und er im Raumanzug auf einem österreichischen Garagendach.

Grömer, 42, ist Analog-Astronaut. Er wird nie ins All fliegen, ist aber trotzdem seit mehreren Jahren in Richtung Mars unterwegs. Er sagt: „Die einzige Grenze ist der Kopf und nicht die Technik.“ Der Satz ist eigentlich Wahnsinn, wenn nicht alles an ihm wahr wäre.

Er sitzt in seinem Büro im Österreichischen Weltraum-Forum (ÖWF) oder wie über jeder Tür steht: Austrian Space Forum, ein alter, vergilbter, zweistöckiger Bau mit einem Spacesuit-Lab (Raumanzuglabor), einem Space Workshop (Werkstatt), einer Enterprise Bordbar (Gemeinschaftsraum), einem Mission Support Center (Unterstützungszentrum) und einem begehbaren Garagendach. Testwoche im Österreichischen Weltraum-Forum. Auf dem Boden überall Glitzer, der Rest des Aluminiums, und in der Luft der Duft von Spaghetti Napoli.

Grömer sieht ohne Anzug ein bisschen aus wie Tim von „Tim und Struppi“, dieselben raspelkurzen Haare, dasselbe immer junge Gesicht, er sitzt in einem Overall vor seinem Laptop, es ist ein Overall, wie ein Astronaut ihn trägt. An der rechten Schulter die Flagge von Österreich. Vor dem Fenster Wolken. Auf der Erde friert es an diesem Tag.

„Schaun S’“, sagt Grömer, „wenn Sie auf dem Mars Richtung Polkappen fahren, da gibt’s Berghänge wie bei uns, da können S’ auch Ski fahren.“ Dann geht er nach nebenan, ins Spacesuit-Lab, Materialtest. „Magst einen Scheißhandschuh haben, oder einen praktischen?“, fragt ihn jemand. Zwei Minuten später rollt er mit dem rutschenden und schlecht sitzenden „Scheißhandschuh“ einen Stressball über sein rechtes Bein, dann über sein linkes, der Glitzer der Aluminium-Beschichtung ist jetzt überall.

„Stell dir vor, bist mit so einem Handschuh im Weltall“, sagt Grömer, „wirst verrückt.“

Grömer hat ein Mini-Houston geschaffen, mitten in Österreich. Eine Mischung aus Forschung und Träumen, echter Wissenschaft und Geschichten. Gefördert von

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Weltraum-Aficionados, vom österreichischen Weltraumprogramm und der EU. Niemand von seinem Team an Freiwilligen wird jemals in die Schwerelosigkeit starten und zum Mars aufbrechen. Aber alle, die hier durch die Gänge laufen, sind beseelt von dieser Reise. Es ist eine astronomische Traumfabrik.

Sie machen wissenschaftliche Experimente und publizieren ihre Erkenntnisse in Fachjournalen. Sie testen Handschuhe, halten Vorträge und beraten die Europäische Weltraumorganisation (Esa). Sie entwickeln den ersten Mars-Anzug Europas, Aouda, 45 Kilo schwer, vollgestopft mit Sensoren, Funksystem, Druck-Gegenkräften, Gewichten. Und sie bilden Analog- Astronauten aus, analog zu den echten, bisher 18 Männer und Frauen. Sie klettern in Gletscherhöhlen und fahren in Quads durch den marokkanischen Wüstensand. Sie sammeln Weltraumerfahrung auf der Erde.

Christoph Kolumbus eroberte Amerika, Roald Amundsen den Südpol und Neil Armstrong den Mond. Jetzt bricht die Menschheit wieder zu einer neuen Welt auf, sie sucht nach Lebensspuren auf dem Mars, nach einer weiteren Schöpfung, einer zweiten Genesis. „Die Raumfahrt bereitet die größte Reise unsere Generation vor“, sagt Grömer. Unnötig zu sagen: Er ist dabei.

Gernot Grömer wurde 1975 in Linz geboren und wuchs im Jagdmuseum Schloss Hohenbrunn auf. Die Mutter Kindergartenhelferin, der Vater Gendarm, die Großeltern „Kustoden“ in ebenjenem Schloss, Hausmeister und Wärter. Eine Kindheit zwischen ausgestopften Hirschen, Murmeltieren und Steinadlern. In den Wintermonaten rannte er durch leere Gänge, mit einem 300 Jahre alten Kindersäbel der österreichischen Kaiserfamilie in der Hand. An seinem vierzehnten Geburtstag bekam er ein Fernglas, ein Zeiss Dekarem 10x50. Wenn es dunkel wurde, sehnte er sich weg, weit weg. Andere schauen ins Nachbarfenster, er stalkte den Mond.

Vom Balkon aus in Richtung Süden vermaß er ihn, mit Schnüren und Papier. Notierte die Höhe, schrieb auf, wann der Mond erschien und wieder verschwand. Fand Muster. Er witterte ein Abenteuer. Mit fünfzehn trat er der Linzer Astronomischen Gemeinschaft bei.

Die Gemeinschaft führte auch eine Sternwarte, ein Einfamilienhaus mit Kuppel, das auf einem Hügel stand. In die Kuppel führte ein enger, schmaler Gang, die Luft

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

schmeckte nach Öl, und die Scharniere seufzten, wenn Grömer das Teleskop für die Nacht in Position schieben wollte.

Er übernachtete allein in der Sternwarte, lag im Schlafsack auf dem Boden, starrte nach oben, während die Stereoanlage „Nothing else matters“ schmetterte. Er sah weiße Zwerge, rote und blaue Riesen, die Cassinische Teilung, die größte Lücke in den Saturn-Ringen, die der Mond Mimas gerissen hatte, und je nach Einfall des Sonnenlichts Krater und Gebirge auf dem Mond. Meistens stellte er sich früh um drei noch einen Wecker, um zu sehen, ob die Kugelsternhaufen schon aufgegangen waren.

Er ging in andere Sternwarten, sah noch tiefer in das Sonnensystem hinein, dann in die Milchstraße. Ein Gefühl, wie benebelt. Der Himmel, eine unendliche Allee von Verheißungen.

„Mit fünfzehn war eigentlich ziemlich fix, dass ich Astronom werden wollte“, sagt er heute, aber damals, nach der Matura, schrieb Gernot Grömer zunächst einen Science-Fiction-Roman, 250 Seiten, bis heute unveröffentlicht. Dann Studium in Innsbruck, Astrophysik. Als ihm die Ausschreibung für ein Semester in Houston in die Hände fiel, ein Programm der International Space University, bewarb er sich. An einem sonnigen Erdmontag kam der Brief, eine Zusage. Er sagt, „der Sommer meines Lebens“. Seine Eltern waren inzwischen ausgezogen aus dem Jagdmuseum Schloss Hohenbrunn.

Zum ersten Mal in seinem Leben traf Gernot Grömer andere Weltraumverrückte, aus allen Winkeln des Planeten: Russen, Chinesen, Kanadier, Italiener, drei kamen auch aus Österreich. Es war die Zeit, in der die Pathfinder-Mission einen gerade mal elf Kilogramm schweren Roboter auf den Mars brachte. Euphorie wehte über den Campus in Houston. Weltraum-Mekka. Zwischen Bibliothek und Mensa flanierten echte Astronauten hin und her.

Unmöglich, nach diesem Sommer einfach zurückzufliegen, infiziert wie er war, angesteckt, entflammt. Österreich ist Mitglied der Esa, aber eine Weltraumnation im Kleinformat, die Astronauten kommen aus den großen europäischen Ländern. Nur Franz Viehböck schaffte es als Österreicher ins All, 26 Jahre her. Gernot Grömer ging also noch für ein Sommersemester nach Cleveland, Ohio, eine Außenstelle der

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

International Space University. Er unterrichtete jetzt schon, Planetologie. Und natürlich verkleidete er sich im August für den großen Kostümball, die „Space Masquerade“.

Durch einen abgedunkelten, glitzernden Saal hüpfen da Star-Trek-Figuren, eine Frau hatte sich als Hubble-Space-Teleskop verkleidet, ein anderer ging als Solar Flare, als Sonneneruption. Highlight des Abends: ein Soloauftritt von Chris Hadfield, Astronautenlegende. Hadfield kam aus Houston mit einem T-38-Jet angeflogen, im Kofferraum seine Gitarre. Grömer stand also zwischen Spock und Captain Kirk, zwischen dem Hubble-Space-Teleskop und der Sterneneruption, alles glitzerte, alle tanzten wild. Und vorne auf der Bühne ein Astronauten-Rockstar aus der Schwereelosigkeit.

„Nach Cleveland wollte natürlich auch ich Astronaut werden“, sagt Grömer, der gerade sein Auto durch den zähflüssigen Verkehr von Innsbruck lenkt. Er will zu einem Feldweg. Seit neun Uhr morgens testen sie im Osten der Stadt die Signalstärke und Sendeleistung des Mars-Anzugs, das Funksystem. Feierabendverkehr überspült die Straßen.

Es ist der vierte Tag der Testwoche. Links hupende Lastwagen, rechts ein Stadtbuss, Grömer am Steuer, in seinem Overall. Er sagt, er stehe mit beiden Beinen auf der Erde, aber sein Blick sei immer nach oben gerichtet. Doch als er damals, 1998, am Ende nach Hause kam, nach Hause musste, zurück nach Innsbruck, war Österreich wüst und leer, zumindest raumfahrtmäßig. Im freien Fall stürzte Grömer also zurück auf die Erde.

Er fuhr auf Kongresse, nach Wien und Berlin. Dann traf er in Turin auf dem Internationalen Astronauten-Kongress vier Österreicher, weltraumverrückt wie er. Bei einer Pizza Diavolo fiel die Entscheidung, eine Organisation zu gründen, das ÖWF. Eigentlich wollten sie ins All fliegen, aber sie waren Österreicher. Österreicher fliegen nicht ins All. Einer von Grömers Freunden erwähnte, dass man auch analog Astronaut sein kann.

Und so begann Gernot Grömers Karriere als Analog-Astronaut. Er wollte ja richtig durchstarten, abheben, Teil der nächsten großen Weltraummission sein. Auf der

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Erde dafür bleiben, was macht das schon? Natürlich sagten alle in den ersten Jahren: Wer seids ihr, was wollts ihr, ja seids ihr denn komplett deppert?

Aber Grömer machte weiter. Noch war das ÖWF nicht groß genug, um selbst Analog-Missionen zu stemmen. Also bewarb er sich in Amerika, für eine Mars-Mission in Utah, zwei Wochen, sechs Freiwillige. Analog-Astronauten wie er. Am 25. November 2002 kam die Mail: Ob er denn noch immer Interesse hätte? Die Mars Society würde es in Erwägung ziehen, ihn in der Crew 11 einzusetzen.

Grömer sprang von seinem Computer auf. Er? Gernot Grömer? Der gerade einen Lehrauftrag in Innsbruck hatte? Aber im selben Moment sah er sich schon im Anzug über die rötlich gefärbte Vulkanlandschaft wandern, im Hintergrund das Habitat als kleiner Punkt in der Landschaft. Wie in 40 Jahren. Auf dem Mars.

Er legte ein neues Word-Dokument an und nannte es „Logbuch“. Wie ein Schiffsfahrer, ein Entdecker, ein Astronaut. Es ging nur darum, eine Mars-Mission zu simulieren. Aber ihn trug die Fantasie. Der beste Reisebegleiter von allen.

Zwei Wochen lebt Grömer in Utah, in einem Wohn-Zylinder, sechs Meter Durchmesser, zweieinhalb Stockwerke hoch, vier Männer, zwei Frauen, unentrinnbar. Außenbordeinsatz ausschließlich mit Anzug. Als wäre man wirklich auf dem Mars, also minus 70 Grad und gedrosselte Erdanziehungskraft, um ganze zwei Drittel. Und irgendwie war man ja auch auf dem Mars.

Am Tag stapften sie in Raumanzügen durch die Wüste von Utah, abends sah es so rötlich aus wie auf dem Mars. Nachts schrieb ein israelischer Geologe seine ersten Gedichte. Und als sich am letzten Tag die Schleuse öffnete, warteten draußen Reporter, als wären sie wirklich Helden und zurück auf der Erde. Grömer hielt die Luft noch an. Ein Reflex. Er trug ja keinen Raumanzug mehr.

Grömers Logbuch wird immer dicker. 2004: Parabelflug in einem Forschungs-Airbus A300, 30 Minuten Schwerelosigkeit. 2006: Wieder eine Mars-Simulation, wieder in Utah, diesmal leitet Gernot Grömer die Crew, die erste Analog-Mission unter österreichischer Flagge. Noch erklärten sie manche Erdenbewohner für bekloppt. 2009: Analog-Mission in der Eifel, schon die vierte.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Dann kommt der Call, der offizielle Call der Europäischen Weltraumorganisation. Astronauten gesucht, echte Astronauten. Grömer schickt seine Bewerbung wie 10000 andere, wird eingeladen, einer von 8413, er meistert die Tests. 192 bleiben übrig. Es ist der Sommer, in dem die Nasa ihren nächsten Mars-Rover „Curiosity“ tauft, Neugierde.

Am 6. November 2009 zerplatzt der Traum vom Astronauten, eine Absage. Logbuch-Eintrag: „Na ja, probiert habe ich es.“ So richtig am Boden zerstört ist er nicht. Er hat ja seine Missionen, er ist ja immerhin Analog-Astronaut.

Grömer macht einfach weiter: Doktorarbeit in Astrobiologie, Mars-Analog-Mission im Kaunertaler Gletscher, Fahrzeugtest für die Esa in Riotinto, Spanien, Praxistest in der Dachstein-Eishöhle bei Obertraun. Und dann steht MARS2013 an, zehnte Mission des ÖWF, diesmal in der Wüste von Marokko. Rot ist der Sand diesmal nicht, dafür klar und kalt die Nächte. „Der sternenübersäte Himmel wird einem förmlich in 3-D präsentiert“, trägt Grömer am 6. Februar 2013 in sein Logbuch ein, in der Nähe der algerischen Grenze, bei Erfoud, in der Basisstation im marokkanischen Wüstensand. Im Raumanzug gehen sie durch die Nacht: samtschwarz der Himmel und übersät mit Sternen. Als ob man direkt in die Milchstraße hineinlaufen würde.

Grömer ist mit seiner Organisation so weit gekommen wie kein Analog-Astronaut vor ihm. Marokko wird die größte Mars-Analog-Mission der Welt, 23 Nationen, 100 Mitarbeiter. Die Fachzeitschrift Astrobiology bringt eine Sonderausgabe, Grömer spricht vor Schulklassen, die Nasa mailt, er solle doch bitte einen Vortrag halten, am besten gleich mehrere. Als wäre er tatsächlich dort gewesen. Dort, auf dem Mars.

Er schreibt seit 15 Jahren in sein Logbuch, 110 Seiten. Nachts schreckt er manchmal hoch, greift nach Stift und Zettel, muss notieren, Ideen zum Raumanzug Aouda, Gedanken zur nächsten Analog-Mission, noch realistischer soll sie sein. Seine Träume wecken ihn auf.

„We are going for EVA“, sagt Gernot Grömer in ein knackendes Funkgerät, „we are going for EVA.“ Grömer steht jetzt im Spa-Bereich des Alpenhotels „Fall in Love“

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

im österreichischen Seefeld. Der Fußboden ist mit Kabeln überzogen, Menschen mit Headsets und Overalls des ÖWF sprechen in ihre Mikrofone, rennen durch die Gänge. Dazwischen Menschen mit Bademänteln, die zur Romantik-Sauna gehen. „EVA“ ist ein Außenbordeinsatz, ein Astronaut, der sein Raumschiff verlässt.

Es ist Freitag, der letzte Tag der Testwoche, der spanische Analog-Astronaut, der auf eigene Kosten gestern aus Madrid geflogen kam, soll noch in die Sauna, mit dem Aouda-Raumanzug. Menschen, nur mit Handtuch bekleidet, bleiben stehen, schauen, machen Fotos. Grömer will wissen, wie viel Hitze der Raumanzug verträgt.

Drei Stunden haben sie den Spanier angezogen, verkabelt, ihm schwere Gelenke an die Beine geschnallt, er spürt jetzt, wie es sein könnte, das Gehen auf dem Mars. Vier Techniker haben den glitzernden Hightech-Torso auf den Mann gehoben, den Helm verschlossen. Jetzt steht er schwankend und schwitzend zwischen Romantik-Sauna und Pool-Bereich, zwischen Grömer und halbnackten Pärchen. Dioden leuchten an seiner Brust, am Boden glitzerndes Aluminium. Draußen: Österreich, Berge, ein Kirchturm, Wolkenformationen.

Es ist ein Moment, wie Grömer ihn mag. Wenn die Grenzen verschwimmen.

Er kennt den Mars seit 20 Jahren, was auch immer kennen heißt. In Gedanken jedenfalls stand er schon viele Male an den Valles Marineris, einer Abbruchkante, 8000 Meter tief. In Gedanken lief er Schlittschuh am Südpol, wo Eis aus CO₂ und Sand sich abwechseln wie die Schichten einer Sachertorte. In Gedanken saß er am Abend an seinem Lieblingsort: Olympus Mons, ein Schildvulkan in der Tharsis-Region, drei Mal der Everest, ein Berg, höher als die Atmosphäre. Dort oben könne man sehen, wie unter einem die Sternschnuppen verglühen, sagt er.

Um 11.50 Uhr setzt sich der spanische Analog-Astronaut in Bewegung. Er schwankt, er taumelt, er zieht einen Schweif von Menschen hinter sich her. Vorbei stapft er am Schwimmbecken, vorbei an Badegästen, vorbei am Tropic-Relax-Ruheraum, er tapst zur Sauna. Ein Mann in einem Raumanzug in einem Tiroler Liebeshotel.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Gernot Grömer wird nicht selbst auf den Mars fliegen. Niemals. Aber er spürt ihn bereits hier auf der Erde, in Missionen, als Wissenschaftler, als Analog-Astronaut. Und sei es nur auf einem Innsbrucker Garagendach.

Irgendwann will er auch der Esa ein Dokument überreichen, Empfehlungen für den perfekten Mars-Anzug, made in Austria. Er sitzt jetzt unter einem Hirschgeweih im Frühstücksraum des Alpenhotels „Fall in Love“, oben heben sie den Spanier aus dem Anzug, verstauen Bildschirme und Headsets, kehren Glitzer auf. Ein Stockwerk weiter unten Gernot Grömer, er erzählt.

Es gibt für ihn keinen Konjunktiv, so ist das mit der Fantasie. Wir schreiben das Jahr 2040. Jetzt also Gernot Grömers Landung in Chandor Chasma, auf dem Mars. Er schließt die Augen.

„Ruhig bist du“, sagt er im Frühstücksraum, „der rote Sand liegt vor dir, unberührt, wahrscheinlich seit fünf Milliarden Jahren. Du hörst das Surren der Ventilatoren in deinem Raumanzug, atmest die künstliche Luft.“ Er atmet tief ein. „In einer kleinen Metallkapsel warst du unterwegs, 200 Tage, durch ein ewiges schwarzes Nichts bist du gereist.“ Er sagt in das Gedudel der Hotelmusik hinein: „Du bist die Rampe deines Raumschiffs hinuntergegangen. Jetzt stehst du hier.“

Er öffnet die Augen unter dem Hirschgeweih. „Dann gehst du los.“

Armer Hund!

Verformte Schädel, schwache Herzen, krumme Hüften – was hat der Mensch aus seinem besten Freund gemacht?

Von Björn Stephan, DIE ZEIT, 21.09.2017

Wenn ihr dieser Arzt jetzt nicht hilft, wird Bella ersticken, dabei ist sie erst zwei Jahre alt. Gerhard Oechtering betritt den Operationssaal der Universitätsklinik Leipzig. Oechtering, einer der weltbesten Hals-Nasen-Ohren-Spezialisten, trägt wie immer Mundschutz, mintgrüne OP-Kleidung, einen weißen Kittel.

»Und wen haben wir heute?«, fragt Oechtering. Um ihn herum fiepen Apparate, auf einem großen Flachbildschirm sind die Bilder des MRT zu sehen: ein Kopf in Scheibchen, von der Seite, von vorne.

»Bella aus Hemhofen«, sagt eine der Assistentinnen, während Oechtering sich auf seinen OP-Stuhl fallen lässt. Er ist ein großer, schwerer Mann, 60 Jahre alt, mit Vollbart und kurzem grau meliertem Haar, das mal rot war. Draußen jault ein Patient, der gerade aus der Narkose aufwacht.

Vor ihm liegt Bella. Sie hat alle viere von sich gestreckt, der Rachen ist mit einem Stab aufgesperrt, die Zunge hängt schlapp heraus, in ihren Augen ist nur das Weiße zu sehen. Aus einem Tropf sickert Betäubungsmittel in ihr Blut, durch einen Tubus pumpt Luft. Die Assistentin reicht Oechtering einen langen, dünnen Metallstab, auf dessen Kopf eine winzige Kamera montiert ist. Oechtering schiebt ihn vorsichtig in Bellas Rachen. Je weiter die Kamera in Bella vordringt, vorbei am Gaumensegel und am Kehlkopf bis in die Luftröhre, desto enger wird es. Wie bei einem Trichter aus rosafarbenem Fleisch.

Oechtering brummt zufrieden, als habe er genau das erwartet. Es ist ein Bild, das er Tausende Male gesehen hat. Bellas Rachen ist zu schmal, ihr Gaumensegel zu groß, sie hat Säckchen am Kehlkopf, die dort nicht hingehören. »Da kommt keine Luft mehr

durch«, sagt Oechtering. Er zieht den Metallstab aus dem Rachen, die OP-Schwester reicht ihm das Skalpell.

Bella ist ein Mops, apricotfarbenes Fell, zwei Jahre und drei Monate alt, 9,2 Kilogramm schwer. Sie leidet unter Brachycephalie, was so viel bedeutet wie Kurzköpfigkeit.

Die meisten Möpfe und Französischen und Englischen Bulldoggen haben diese Deformation, auch manche Boston Terrier oder Pekinesen. Ihre Schädel sind verformt, ihre Atemwege zu eng. Sie bekommen zu wenig Luft, um ihre Körpertemperatur zu regulieren, was besonders gefährlich ist, wenn die Temperatur über 25 Grad Celsius steigt.

Oechtering, mit dem Skalpell in der Hand, sagt: »Jeden Sommer sterben mehrere Hundert kurzköpfige Hunde an Überhitzung.«

Schuld daran ist der Mensch.

Die Züchter haben den Hunden die Nasen genommen und damit die Luft. Sie kreuzen sie so, dass sie auch erwachsen noch aussehen wie Kinder. Sie stauchen die Köpfe zum Quadrat, sie kürzen die Schnauzen, bis sie platt sind, sie verkleinern den Oberkiefer und lassen die Augen aus dem Kopf quellen. Qualzucht nennt man diese Form der Zucht. Sie produziert Hunde, die dem Menschen besonders gut gefallen und sich deshalb besonders gut verkaufen.

8,6 Millionen Hunde gibt es Schätzungen zufolge in Deutschland. Zwei Drittel davon sind Rassehunde. Fast alle von ihnen, große und kleine, haben Erbkrankheiten, die vom Menschen verursacht wurden.

Der Schäferhund hat eine verkürzte Lendenwirbelsäule und leidet unter Hüftgelenksfehlstellung. Der Bassett unter einer chronischen Bindehautentzündung. Pudeln springt häufig die Kniescheibe heraus. Bei Chihuahuas schließt die Herzklappe nicht richtig. Labradore neigen zu Netzhautschwund, Grauem Star und Epilepsie. Golden Retriever haben oft falsch gewachsene Gelenke, Dackel Bandscheibenvorfälle und Dobermänner einen schwachen Herzmuskel. Kein anderer Hund aber ist so krank wie der Mops.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Gerhard Oechtering hatte früher zwei Irish Setter, Jagdhunde mit rotbraunem Fell, schnell und wendig, einen Mops würde er sich nie kaufen. Nicht weil er ihn nicht leiden kann, sondern weil er mit ihm leidet. »Es gibt keinen einzigen gesunden Mops«, sagt er.

Viele Möpse haben neben der Brachyzephalie auch eingerollte Augenlider, zu weite Lidspalten und verdrehte Zähne, sie bekommen regelmäßig Hautkrankheiten und Hirnhautentzündungen. Im Grunde ist der Mops kein Hund, sondern ein Patient.

Die Besitzer der zweijährigen Bella wussten all das. Warum haben sie sich dennoch für einen Mops entschieden?

Noch am Vorabend der OP hatten Eva und Thomas Kuntschnik überlegt, den Termin abzusagen. Die Operation kostet 2800 Euro, für die Kuntschniks ein ganzer Jahresurlaub. Aber das war nicht der Grund. Sie hatten Angst, Bella könnte während des Eingriffs sterben. Auch wenn das laut Oechtering so gut wie nie vorkommt.

Am Morgen sind sie dann doch um 4.45 Uhr in ihren VW Polo gestiegen und von Hemhofen, einer kleinen Gemeinde in der Nähe von Nürnberg, nach Leipzig gefahren, zu Professor Oechtering.

Als Bella ein Welpen war, erschien sie den Kuntschniks gesund. Sie wollten unbedingt einen Mops. Möpse sind gutmütig und liebenswert, sie beißen selten, bellen kaum, brauchen wenig Auslauf. Sie sind die perfekten Hunde für die moderne urbane Gesellschaft.

Die Kuntschniks kauften Bella für 1100 Euro von einem Züchter, der ihnen versicherte, seine Möpse seien gesund. Bellas Schnarchen und Röcheln fanden sie süß.

Dann wurde Bella größer und das Röcheln stärker. Es klang, als sei ihr Rachen voller Schleim.

Eines Tages sackte Bella in sich zusammen, einfach so. Sie bekam keine Luft mehr, sie musste würgen, drohte zu ersticken.

Die Tierärztin gab Bella Kortisonspritzen und Kortisontabletten, beides half nur kurzfristig. Zwei weitere Male brach sie zusammen, sie konnte nicht länger als zehn Minuten laufen.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Wenn es warm war, hechelte sie schon nach wenigen Hundert Metern wie ein Läufer nach einem Marathon. Sie traute sich nicht mehr, sich zum Schlafen hinzulegen, weil sie spürte, dass dann Gewebe ihren Kehlkopf zudrückte und keine Luft mehr in ihre Lungen kam. Völlig übermüdet, nickte Bella manchmal im Stehen ein.

Vor der Operation in der Leipziger Klinik führt eine von Oechterings Assistentinnen Bella zur Computertomografie, vorher soll sie noch eine Beruhigungsspritze bekommen. Als Bella in der Tür verschwindet, schluchzt Eva Kuntschnik laut auf und wirft sich weinend in die Arme ihres Mannes. »Bella ist wie ein Kind für mich«, sagt sie später mit einem Taschentuch in der Hand.

Im Operationssaal riecht es nach verkohltem Fleisch. Oechtering operiert Bella schon seit zwei Stunden. Da er ihren gestauchten Kopf nicht verlängern kann, muss er im Inneren Platz schaffen. Er schneidet der Luft den Weg frei.

Oechtering hat Bellas Gaumensegel gekürzt und vernäht. Er hat ihre Mandeln entfernt und mit einem Laser, 1000 Grad heiß, Durchmesser 0,4 Millimeter, die Säckchen am Kehlkopf weggebrannt, das rosa Fleisch verfärbte sich erst weiß, dann wurde es braun, wie ein Schnitzel in der Pfanne. Oechterings Hände blieben ruhig. Er hat diese Operation schon 1500-mal durchgeführt. Es ist die Oechtering-Methode, er selbst hat sie entwickelt.

Der Mensch behandelt den Hund nicht wie einen Hund, sondern wie einen Menschen

Zum Schluss schneidet er Fleisch aus Bellas winzigen Nasenlöchern, Blut rinnt heraus. Eine Schwester steckt eine Tamponade in jedes Nasenloch. Dann ist Oechtering fertig.

Am Nachmittag, als Bella, noch ganz benommen, aus der Narkose aufwacht, sitzt Oechtering eine Etage höher in seinem Büro. Er sagt, voraussichtlich könne Bella in zwei, drei Tagen zum ersten Mal richtig atmen und ihre Wunden müssten in zwei, drei Wochen verheilt sein. Oechtering gähnt, er sieht müde aus. Zu viele Operationen.

Oechterings Patienten – die meisten sind Möpse und Französische Bulldoggen – kommen aus der halben Welt zu ihm, aus den USA, England, Schweden,

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Griechenland, Frankreich, Italien. Wenn es sich nicht um Notfälle handelt wie bei Bella, müssen sie drei Monate auf einen Termin warten. Die Hälfte der Hunde operiert er, weil sie keine Luft mehr kriegen.

Vor 20 Jahren, sagt Oechtering, reichte es noch, einen Keil aus dem Nasenflügel zu ritzen, jetzt muss er auch den Knorpel dahinter entfernen und Gewebe aus dem Rachen. Die Köpfe der Hunde werden immer kürzer. Die Hunde leiden immer mehr.\ Oechtering sagt: »Der Mensch lebt seit 15 000 Jahren eng mit dem Hund zusammen. Und seit 150 Jahren macht er ihn krank und kaputt.«

Alle Hunde stammen vom Wolf ab, der 90 Kilo schwere Mastiff genauso wie der ein Kilo schwere Chihuahua. Vor 20 000 bis 40 000 Jahren, genauer können es die Wissenschaftler nicht sagen, begann der Mensch, Wölfe zu zähmen. Die Wölfe lebten in der Nähe menschlicher Siedlungen, sie warnten den Menschen, wenn sich andere Raubtiere näherten, sie begleiteten ihn auf die Jagd. Der Mensch belohnte den Wolf und gab ihm Fleisch. Es war der Beginn einer symbiotischen Beziehung, beide profitierten. Der Mensch bekam Schutz, der Wolf Futter.

Vor 15 000 Jahren wurde aus dem Wolf der Hund. Es ist nicht ganz klar, wie das passierte, vermutlich aber begann der Mensch, Wolfswelpen aufzuziehen und zu züchten. Der Mensch kannte damals noch keine Viehzucht, er hielt sich weder Rinder noch Schafe, der Hund war das erste Haustier des Homo sapiens, er ist ein vom Menschen geschaffenes Wesen.

Kein anderes Tier versteht es so gut, den Menschen zu verstehen, ihn zu lesen, seine Gesten und Gesichtsausdrücke zu interpretieren, seinen Wünschen zu folgen. Kein anderes Tier würde einen Artfremden, den Menschen, über einen Artgenossen stellen – nur der Hund tut das.

Mensch und Hund eroberten gemeinsam die Welt. Auf jedem Kontinent mit Ausnahme der Antarktis gibt es heute Hunde, insgesamt 500 Millionen.

Der Mensch hielt den Hund als Wach- und Schutzhund, als Hirten- und Jagdhund, er nahm ihn mit zur Arbeit und in den Krieg. Das Aussehen war nicht so wichtig, der Hund sollte gesund sein und dienen. Der Mensch behandelte ihn wie ein Tier.

Auch heute gibt es noch Polizei- und Rettungshunde, Drogenspürhunde, Blindenhunde, Lawinenhunde. Manche Hunde sind sogar in der Lage, in menschlichem Urin Blasenkrebs zu riechen. Andere können vor einem epileptischen Anfall warnen oder bei Diabetikern vor Unterzuckerung.

Und dennoch scheint es so, als habe sich die Beziehung zwischen Mensch und Hund verändert. Als profitiere nur noch einer: der Mensch. Er behandelt den Hund nicht mehr wie einen Hund, sondern wie einen Menschen, und merkt nicht, dass er ihn damit quält.

Er trägt ihn auf dem Arm oder in Taschen. Er kauft ihm Biofutter und Frischfleisch vom Schlachter und Hundepralinen aus Hundeschokolade. Er bringt ihn zum Hundeyoga, in Hunde-Kitas und in Hundehotels, zum Hundefriseur und zur Hundepediküre. Er zieht ihm Jäckchen an, gibt ihm Antidepressiva oder Hundebier und schaut mit ihm DogTV.

Es ist eine pervertierte Liebe. Je kränker und bedauernswerter der Hund wird, desto mehr verwöhnt ihn der Mensch. Der Mensch liebt den Hund zu Tode. Und der Hund kann sich nicht wehren.

Uschi Ackermann, Kajalaugen und schwarz gefärbtes Haar, ist beinahe 70 Jahre alt, sie trägt Leggings und sehr viel pinkfarbenen Lippenstift. Dabei steht sie nur am Rand der Bühne. In der Mitte, im Scheinwerferlicht, thront Sir Henry auf einem mit weißem Kunstleder bezogenen Stuhl. Wie ein satter, in die Jahre gekommener Popstar.

Sir Henry, elf Jahre alt und neun Kilo schwer, das Fell beigefarben, ist, sofern man Ackermann glaubt, »Deutschlands berühmtester Mops«. Besonders schön ist er, ehrlich gesagt, nicht: Er ist übergewichtig und fast zahnlos, er hat Haarausfall und zu lange Krallen, er schnarcht und röchelt und kriegt so schlecht Luft wie alle Möpfe.

Rund 30 Fans und genauso viele Möpfe sind gekommen. Gleich beginnt Sir Henrys Autogrammstunde.

Ein Hund als Star? Hier auf der Supreme Heimtiermesse am Stadtrand von München, zwei Tage, 4500 Besucher, scheint das niemanden zu wundern. Aussteller verkaufen Biobachblüten und Backmischungen für den Hund. Heilpraktiker, Osteopathen, Physiotherapeuten und Akupunkteure haben Stände aufgebaut. Vier

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Frauen in glitzernden Smokings tanzen mit ihren Hunden zu dem Song Soul Man von den Blues Brothers, Dog Dancing nennt sich das.

Sir Henry sitzt währenddessen schwer atmend auf seinem Stuhl. Er knurrt nicht, als seine Fans der Reihe nach auf die Bühne steigen und sich mit ihm fotografieren. Er bellt nicht, als fremde Möpfe neben ihn gesetzt werden. Uschi Ackermann, die eigentlich Ursula heißt, aber Uschi sympathischer findet, steht daneben und signiert Sir Henrys neuestes Buch mit dem Titel Ein Mops, ein Buch. Sir Henry kann ja nicht schreiben. Er ist ja nur ein Hund. Wobei man sich nicht immer so sicher sein kann, dass Uschi Ackermann das genauso sieht.

Sir Henry hat 12 541 Fans auf Facebook, er macht Werbung für Hundebetten, Hundedecken und Hundechips. Er hat einen Ernährungsberater und 80 Outfits, darunter ein schwarzer Smoking und eine Lederhose. Zwei Jahre lang erschien unter seinem Namen eine Kolumne in der Münchner Abendzeitung. Es gibt drei Bücher von Sir Henry, darunter ein Kochbuch, es gibt Kosmetiktaschen mit seinem Konterfei drauf und Fruchtgummi-Möpfe von Haribo, die aussehen wie Sir Henry, in den Geschmacksrichtungen süß, extrasauer und scharf. Hinter alldem steckt Uschi Ackermann, die früher PR-Chefin eines großen Kosmetikunternehmens war.

Als Sir Henrys Autogrammstunde sich nach einer halben Stunde dem Ende zuneigt, sitzt Ackermann zufrieden vor der Bühne. Über ihrem Dekolleté baumelt ein Anhänger, der aussieht wie Sir Henry. Es ist ihre neueste Idee: eine auf 333 Exemplare limitierte Serie aus Meissener Porzellan, handbemalt, für 699 Euro das Stück. Ackermann sagt: »Möpfe sind liebevoll, treu und sensibel. Sie haben alle Eigenschaften, die man sich von einem Mann wünscht.«

Vor zwei Jahren starb ihr Mann Gerd Käfer, der sich mit Kaviar und Champagner zum König der Münchner Kir-Royal- Gesellschaft serviert hatte. Seitdem ist Ackermanns rauschendes Leben langsamer geworden, sie hat viel hinter sich gelassen: den Glamour, die Partys, die Villen in Wiesbaden und auf Sylt, das Chalet in Kitzbühel.

Nur ihre beiden Möpfe seien ihr geblieben, sagt Ackermann, neben Sir Henry gibt es noch das Julchen. Mit ihnen lebt sie in einer Wohnung in München, nahe der

Isar, in der es nur so wimmelt von Mopsbildern, Mopsfiguren, Mopsskulpturen. Sie sei süchtig nach dem Mops, sagt Ackermann. Nach dieser 2000 Jahre alten Rasse, die einst am chinesischen Kaiserhof gehalten wurde und später in Europa alten Baronessen geschenkt wurde, wenn sie zu vereinsamen drohten.

Uschi Ackermann liebt ihren Sir Henry. Daran besteht kein Zweifel. Aber liebt Sir Henry auch Uschi Ackermann?

Für viele Menschen ist die Beziehung zu ihrem Hund eine große, wahre Liebesgeschichte. Der Hund braucht den Menschen und seine Zuwendung. Und der Mensch braucht den Hund und das, was er für dessen Liebe hält.

Diese Liebe hängt nicht vom Alter ab, vom Aussehen oder von der Größe des Autos. Dem Hund ist egal, ob ein Mensch Abitur hat oder einen Hauptschulabschluss, ob er arm ist oder reich, alt oder jung, schön oder hässlich, dick oder dünn. Die Liebe eines Hundes ist vorurteilslos. Das macht sie für viele so wertvoll, gerade in Zeiten, in denen man sich auf Internetplattformen wie Parship, Facebook und Instagram zur Schau stellt, um nicht einsam zu sein. Der Hund lässt dich nicht allein. Aber wie bei jeder großen, wahren Liebe birgt auch diese die Gefahr, dass man die Vernunft vergisst und zu sehr liebt. Dass man den anderen so innig umarmt, dass er nicht mehr atmen kann und erstickt.

Der Konzern Fressnapf verkauft Tierfutter und -zubehör, ihn hat die Liebe des Menschen zum Hund reich und groß gemacht. In Krefeld im Schatten der Rheinbrücke liegt die Unternehmenszentrale. 1100 Menschen arbeiten hier, einer von ihnen ist Katrin Zimmermann, die im zweiten Stock des Backsteingebäudes empfängt. Sie selber hat keinen Hund, aber wenn sie aus dem Fenster ihres Büros schaut, sieht sie die umzäunte Wiese, auf der die Fressnapf-Angestellten mit ihren Hunden spielen können.

Zimmermann, 41 Jahre alt, dunkler Blazer und dunkles kurzes Haar, ist Brand-Managerin, das heißt, sie entwickelt Marken, die »Real Nature« oder »Select Gold« heißen. Fressnapf gibt 15 Eigenmarken heraus, Zimmermann nennt sie Fressnapf-Marken, weil »Eigenmarke« billig und nach Aldi klingt.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Dabei ist das Unternehmen genau das, was Aldi für Lebensmittel ist oder Media Markt für Elektrotechnik: ein Discounter mit günstigen Angeboten und Märkten, die bis zu 1500 Quadratmeter groß sind. 879 Märkte gibt es in Deutschland, 499 weitere im übrigen Europa, in Italien, Frankreich, Polen, Ungarn, Dänemark, Belgien, Irland, Luxemburg, Österreich, der Schweiz. Im vergangenen Jahr erzielte Fressnapf einen Rekordumsatz von 1,9 Milliarden Euro.

Katrin Zimmermann sagt: »Bei Fressnapf steht die weibliche Zielgruppe im Fokus.« Frauen kaufen bei Fressnapf ein, oder sie sagen ihren Männern, was sie einkaufen sollen. Gerade hat Zimmermann gemeinsam mit ihren Kollegen eine neue Eigenmarke entwickelt: »Dogs Creek«, eine Outdoor-Marke für Hunde, was genauso absurd ist, wie es klingt.

Mit »Dogs Creek« will Fressnapf endlich auch Männer erreichen, mit ausklappbaren Näpfen und Hundedecken, die zusammengerollt werden können wie Schlafsäcke. Robust, hochwertig und funktional sollen die Produkte sein, sagt Zimmermann. »Eine Art Jack Wolfskin für den Hund.«

Es ist das Fressnapf-Konzept: Zimmermann und ihre Kollegen schauen, welche Trends es für den Menschen gibt. Sie sehen, dass viele Menschen gerne Kleidung von Jack Wolfskin oder The North Face tragen. Dann überlegen sie, wie sie die »Produkte aus dem Humanbereich«, wie Zimmermann es nennt, in Produkte für den Hund umwandeln können.

Der Konzern orientiert sich an den Menschen, nicht an den Hunden. Denn es sind ja die Menschen, die die Produkte für ihren Hund kaufen. Was nicht zwingend heißt, dass es tatsächlich Produkte für den Hund sind:

Weil Menschen auf ihr Gewicht achten, verkauft Fressnapf Diätfutter für Hunde.

Weil Menschen sich um ihre Verdauung sorgen, verkauft Fressnapf glutenfreies Futter oder Futter für ernährungssensible Hunde.

Weil Menschen gern schön sind, verkauft Fressnapf den »Pet Balance Pfotenpflege Balsam« mit Bienenwachs für Hunde oder das »Beaphar Fell-Glanz Spray« mit Macadamiaöl.

Weil Menschen es gern trocken haben, verkauft Fressnapf den »Buster Regenmantel«.

Weil Menschen gern auf Nummer sicher gehen, verkauft Fressnapf die »Trixie Hunde-Schwimmweste«.

Weil Menschen gern gut riechen, verkauft Fressnapf die »Ergo Dual Brush«-Zahnbürste und die »bogadent Dental Creme Mint 100 g« mit Mintgeschmack gegen Mundgeruch.

Weil Menschen sich gern gesund ernähren, verkauft Fressnapf Futter wie »Happy Dog Supreme Sensible Toscana« mit Entenprotein und Lachsmehl, mit Leinsamen, Holunderfrüchten, Artischocke, Löwenzahn, Bohnenkraut, Majoran, Ingwer, Rosmarin, Salbei, Thymian, Birkenblättern, Brennnessel, Anisfrüchten, Basilikum, Fenchelfrüchten, Holunderblüten, Lavendelblüten, Koriander, Kamille, Ulmenspierkraut und Süßholzwurzel.

Nur auf veganes Hundefutter verzichtet Fressnapf bislang.

Der Werbespruch von Fressnapf lautet »Happier Pets, Happier People«. Es wirkt jedoch, als sei die Reihenfolge genau umgekehrt: Erst kommen die Menschen, dann die Tiere.

Fressnapf, Marktführer in Europa und weltweit die Nummer drei, ist mit diesem Konzept sehr erfolgreich. Der Konzern wächst und wächst, in den kommenden fünf Jahren sollen 800 weitere Märkte in Deutschland, Italien, Frankreich und Polen eröffnen, für 2017 ist ein neuer Rekordumsatz angepeilt.

Das Geschäft mit der Tierliebe ist krisensicher. Weder die Finanz- noch die Euro-Krise konnten Fressnapf etwas anhaben. Es ist, als würde der Mensch lieber hungern, als das Tier darben zu lassen.

Wobei man da unterscheiden muss, denn im Grunde gibt es zwei Arten von domestizierten Tieren. Für die einen geben die Deutschen sehr wenig Geld aus, für die anderen sehr viel.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Da sind die Nutztiere, die Millionen Schweine, Rinder und Hühner, die in zu enge Ställe gepfercht und gemästet werden, bevor der Mensch sie schlachtet, um ihr Fleisch möglichst billig im Supermarkt zu kaufen und dann zu essen.

Und es gibt die Haustiere wie den Hund, die der Mensch verzärtelt, als könnte er sich von der Schuld freikaufen, andere Tiere schlecht zu behandeln. 1,54 Milliarden Euro wurden in Deutschland im vergangenen Jahr für Hundefutter und -zubehör ausgegeben.

»Die Liebe zum Hund ist ein Zivilisationssymptom eines überforderten, von der Natur entfremdeten Menschen«, sagt Jürgen Körner, 74 Jahre alt, ein gelehrter und belesener Mann mit schütterem Haar und buschigen Augenbrauen, der gern Tweedsakkos trägt. An diesem Tag sitzt er bei einem Italiener in Berlin-Charlottenburg. Seine Hündin Delan, einen schwarzen Hovawart, wachsam und sensibel wie alle Hunde dieser Art, hat er zu Hause gelassen.

Körner, Psychoanalytiker und Professor für Sozialpädagogik an der FU Berlin, mittlerweile emeritiert, denkt seit mehr als 20 Jahren über die Beziehung zwischen Mensch und Tier nach, vor Kurzem hat er sein zweites Buch zum Thema geschrieben, das vor allem ein Buch über den Menschen ist.

Nach Körners Ansicht gibt es vier Motive, aus denen die Menschen die Hunde lieben: Erstens, weil Menschen sich von Hunden gesehen und geliebt fühlen. Zweitens, weil Hunde sie nicht verlassen. Drittens, weil sie ihnen gehorchen und die Menschen sich ihnen überlegen fühlen können. Viertens, weil die Menschen sich ihnen gegenüber nicht schuldig fühlen müssen, Hunde tragen einem nichts nach.

Alle vier Motive, sagt Körner, haben mit Ängsten zu tun. Es sind Ängste des modernen Menschen, die sich auf einen Kern reduzieren lassen: die Angst, nicht zu genügen. Hunde können dem Menschen diese Angst nehmen.

»Tiere sind immer richtig«, wie einst Sigmund Freud sagte. Hunde verstellen sich nicht, sie spielen einem nicht vor, dass sie sich freuen, obwohl sie eigentlich beleidigt sind. Sie warten, ohne Vorwürfe zu machen. Sie betrügen einen nicht, sie sind ehrlich.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Körner sagt: »Stellen Sie sich vor, Sie sind ein Angestellter. Von Ihren Kollegen werden Sie verachtet, vom Chef gemaßregelt, von den Kunden verlacht. Und dann kommen Sie nach einem langen Tag im Büro nach Hause, und Ihr Hund begrüßt Sie wie einen Helden nach gewonnener Schlacht. Deshalb lieben wir den Hund. Aber im Grunde lieben wir uns nur selbst in ihm.«

Körner zufolge ist die Tierliebe eine Erfindung der Moderne. Noch im Mittelalter war es üblich, dass der Mensch Gerichtsprozesse gegen Tiere führte, er warf Tiere ins Gefängnis, verbrannte oder erwürgte sie, ließ sie lebendig begraben.

Überliefert ist das Beispiel einer Sau, die im Jahr 1457 in Savigny-sur-Étang in Frankreich einen Fünfjährigen fraß. Die Sau wurde wegen Mordes angeklagt und zum Tod durch Erhängen verurteilt. Hinter dem Urteil steckte die Vorstellung, die Sau hätte auch anders gekonnt. Der Mensch glaubte, das Tier sei zu moralischem Handeln fähig, so wie er.

Erst in der Aufklärung, als der Mensch sich der Vernunft zuwandte, änderte sich das. Der Mensch wollte mehr sein als ein Tier unter Tieren. Er distanzierte sich vom Tier, dem niederen Wesen.

Dann aber, im 19. Jahrhundert, in der Zeit der deutschen Romantik, als der Mensch begann, sich einzufühlen, in die Natur und sich selbst, erfand er die Tierliebe. Der Mensch versuchte die Distanz zum Tier wieder zu überbrücken.

Die Menschen lernten Empathie, sie empfanden Mitleid mit den Tieren. Sie glaubten, sich vorstellen zu können, was in Tieren vorgeht, was sie empfinden, wie sie denken, was sie planen. Sie begannen, sich um Tiere zu kümmern, und erschufen die Illusion der Liebe, sie dauert bis heute an.

Tierliebe ist so gesehen eine Projektion. Und Hunde sind ihre ideale Projektionsfläche. Sie sind auf den Menschen angewiesen. Sie können ihn nicht lieben, weil das ein menschliches Gefühl ist, aber sie lassen sich lieben.

Im späten 19. Jahrhundert entstanden die ersten Tierschutzvereine, wurden die ersten Tierfriedhöfe eröffnet, die ersten Tierschutzgesetze verabschiedet. Am 4. April 1873 gründete sich in London der Kennel Club, der weltweit erste Dachverband für Hundezüchtervereine. Der Kennel Club stellte Richtlinien für die Reinrassigkeit von

Hunden auf und machte Hundeausstellungen populär. Die Hunde mussten keine Funktion mehr haben, sie sollten dem Menschen nicht mehr helfen, keine Arbeiten mehr übernehmen, sie sollten nur schön sein und ihre Züchter mit Pokalen schmücken.

Dieser Moment ist der Ursprung des Desasters. Denn damals beginnt das Geschäft der Hundezüchter – und aus dem Tier wird ein teures Accessoire.

Katja Ries-Scherf, 58 Jahre alt, züchtet seit 14 Jahren Möpse und leitet den Club für den Mops e. V. In Wehr, einer kleinen Stadt an der deutsch-schweizerischen Grenze, lebt sie mit mehr als einem Dutzend Möpsen zusammen. Auf ihrem 3000 Quadratmeter großen Grundstück hat sie Liegen, Swimmingpools und Bällebäder für ihre Möpse aufgestellt. Ries-Scherf, die eigentlich Ferienwohnungen vermietet, sagt, sie sei dem Mopsvirus verfallen.

Stundenlang kann sie über Ahnentafeln reden, über Zuchtordnungen und Zuchtprüfungen. Ihre Hunde haben viele Preise gewonnen, sie wurden Deutscher Champion, Türkischer Champion, Luxemburger Champion und Schweizer Champion. Sie tragen den Zwingernamen »vom Mägdebrunnen«, so etwas wie ein Nachname. Mit Vornamen heißen sie Daisy, Donatella, Drag Queen oder Aris Kariesch Dream of all Life. Die Namen denkt Ries-Scherf sich selber aus.

Zucht, sagt sie, bedeute für sie Selektion. Und am wichtigsten sei ihr dabei die Gesundheit ihrer Hunde. Sie sagt: »Mein ganzes Herzblut ist die Rasse. Wenn ich einen gequälten Hund sehen würde, wäre das für mich die größte Folter.«

Katja Ries-Scherf fühlt sich zu Unrecht an den Pranger gestellt. Ärzten wie Oechtering, dem Hundechirurgen aus Leipzig, wirft sie finanzielle Interessen vor. Man müsse nicht bei jedem Mops das Gaumensegel kürzen, sagt sie. Möpse hätten schon immer geschnarcht. Außerdem habe sie noch nie einen Mops gesehen, der blau anläuft oder einfach umfällt.

Redet man mit Ries-Scherf über Qualzucht, sagt sie: »Hunde, die nicht gut atmen können, gehören nicht in die Zucht.« Dann kommt sie wie fast alle Hundezüchter schnell auf den illegalen Handel mit Welpen zu sprechen. Für sie sind die Hundekäufer das Problem. Und deren »Geiz-ist-geil-Mentalität«.

An dieser Stelle wird die Liebesgeschichte zwischen den Menschen und ihren Hunden so irrational wie jede Liebesgeschichte. Und so schmutzig wie immer, wenn sich Liebe in ein Geschäft verwandelt. Die Grenzen zwischen Gut und Böse verschwimmen und lösen sich auf. Jeder fühlt sich im Recht. Die Züchter, die Hundehalter, die Tierärzte. Und jeder hat auch ein bisschen recht.

1500 Euro zahlte Ackermann für ihren Mops. Fünf Monate später fielen ihm die Haare aus

Bei Ries-Scherf kostet ein Mopswelpen bis zu 1500 Euro. Bei eBay Kleinanzeigen gibt es ihn für ein paar Hundert Euro. Deshalb besorgen sich viele Menschen lieber einen Welpen im Internet als bei einem Züchter.

Viele dieser Internet-Welpen aber kommen in dreckigen, engen Hinterhofställen in Ungarn, Polen, Tschechien oder der Slowakei zur Welt. Tierschutzorganisationen wie »Vier Pfoten« sprechen von Tierquälerei, organisierten Banden und mafiösen Strukturen.

Die Welpen leben in ihrem eigenen Kot, werden zu früh von der Mutter getrennt, die nichts weiter ist als eine Gebärmaschine, und nach wenigen Wochen ungeimpft und mit gefälschtem Zuchtbuch über die Grenze gefahren. Und schließlich, sofern sie diese Strapazen überleben, auf irgendeinem Parkplatz in Deutschland verkauft.

Für die Hundekäufer ist es dann Liebe auf den ersten Blick.

Das Absurde ist, dass der Geiz der Hundekäufer in dem Moment endet, in dem die Liebe beginnt. Oft werden die Welpen aus den Hinterhöfen Ungarns schon nach wenigen Wochen krank, sie übergeben sich, verlieren ihre Haare, sie fiebern. Ihre Besitzer sind dann schon so verliebt, dass sie Tausende Euro bei Ärzten lassen, um ihre Hunde zu retten.

An niemandem wird die Widersprüchlichkeit dieser Liebesgeschichte zwischen Mensch und Hund so deutlich wie an Uschi Ackermann.

Ihren ersten Mops kaufte sie vor elf Jahren, sie hatte die Annonce im Kölner Express gelesen, 1500 Euro zahlte sie für den Welpen. Sie nannte ihn »Sir Henry«. Fünf Monate später fielen Sir Henry die Haare aus, Demodikose, eine Hautkrankheit.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Ackermann begann sich zu informieren über Möpse und ihre Krankheiten, sie sprach mit Experten und las viel. Sie konsultierte sieben Ärzte in Deutschland und zwei in Österreich und gab Tausende Euro aus, bis Sir Henry geheilt war. »Das ist wie bei einem kranken Kind«, sagt Uschi Ackermann: »Du liebst es umso mehr und verhätchelst es auch.«

Dann verklagte sie den Händler, von dem sie Sir Henry gekauft hatte. Er musste 1100 Euro Strafe zahlen und für die Prozess- und Tierarztkosten aufkommen. Ackermann weiß bis heute nicht, wo Sir Henry geboren wurde, die Papiere waren gefälscht, vermutlich stammt auch er von einem osteuropäischen Hinterhof. Inzwischen engagiert sich Uschi Ackermann, die ihrem Hund einen Smoking anzieht, Mopspartys schmeißt und Schönheitswettbewerbe organisiert, für den Tierschutz.

Sie holte ihren zweiten Mops, das Julchen, das nur ein Auge hat, aus einem Tierheim. Sie spendete mehrere Tausend Euro an Tierheime in Nürnberg, Bonn und München und den Deutschen Tierschutzbund. Sie gewann einen Tierschutzpreis vom Tierschutzbund. Sie unterstützt andere Hundebesitzer, die Züchter und Händler verklagen. Und sie schickt viele Mopsbesitzer zu Professor Oechtering nach Leipzig, manchen bezahlt sie sogar die Operation.

»Nur dass ihr eigener Hund auch nicht atmen kann und auch operiert werden müsste, auf die Idee kommt sie nicht«, sagt Professor Oechtering. Für ihn macht es keinen Unterschied, ob die Hunde, die auf seinem OP-Tisch liegen, aus deutscher Zucht kommen oder von Händlern aus Ungarn oder Polen. Er sagt, die Hunde seien alle gleich krank.

»Ich bin es leid, dass die Tierärzte immer mehr zum Reparaturtrupp der Hundezüchter verkommen, auf Kosten der Besitzer«, sagt er. Oechtering will nicht länger nur die Symptome bekämpfen. Er möchte an die Ursachen heran. Die Ursache ist für ihn das Schönheitsideal.

Laut Fédération Cynologique Internationale, dem internationalen Dachverband der Hundezüchter, gibt es 350 verschiedene Hunderassen. Viele dieser Rassen wurden vom Menschen so kaputtgezüchtet, dass sie immer früher sterben. Die Deutsche

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Dogge wird im Durchschnitt nur noch 6,5 Jahre alt, früher ist sie fast acht Jahre alt geworden.

Geht es nach Oechtering, dürfte keine dieser kranken Rassen mehr gezüchtet oder auf Ausstellungen gezeigt werden. Er sagt: »Ich will Züchter nicht in die Ecke von Verbrechern stellen. Aber jemanden, der weiß, was er da anrichtet, und trotzdem diese Qualzucht macht, den muss man schon mal fragen, was in ihm vorgeht.« Oechtering sieht nur eine Möglichkeit, das Schönheitsideal zu verändern: schärfere Gesetze.

Eigentlich ist Qualzucht in Deutschland bereits verboten. Aber Oechtering ist der Paragraf im Tierschutzgesetz wie vielen anderen Tierärzten zu schwammig formuliert. Man müsste ihn verschärfen, sagt er. So wie in Österreich. Dort ist es eindeutig untersagt, kranke Tiere, die etwa unter Atemnot leiden, zu züchten, zu importieren, zu erwerben, weiterzugeben oder auszustellen.

Eine andere Möglichkeit, die Hunde zu retten, wäre, sie mit anderen Arten zu kreuzen, um den Genpool zu erweitern und Erbkrankheiten schleichend zu beseitigen. Es gibt Züchter, die das beim Mops versuchen, indem sie ihn mit Parson Russell Terriern paaren. Sie wollen gesunde Hunde, die so aussehen wie ein Mops vor hundert Jahren. Mit einer Nase und einer langen Schnauze. Retromops nennen sie das.

Vielen Züchtern des Verbandes für das Deutsche Hundewesen gefällt das nicht. Sie befürchten, dass der Charakter der Möpse sich verändern könnte. Sie möchten reines Blut.

Martin Rütter hat schon viele Trends und Modehunde kommen und gehen sehen. Als der West Highland White Terrier in der Cesar-Werbung auftauchte, wollten alle einen West Highland White Terrier. Als Kommissar Rex im Fernsehen lief, wollten alle einen Schäferhund. Als bei Men in Black ein Mops mitspielte, wollten alle einen Mops.

Martin Rütter, 47 Jahre alt, ist Hundetrainer. Beim Fernsehsender Vox tritt er als »der Hundeprofi« auf. Die Hundeliebe der Deutschen hat ihn reich gemacht – genau wie das Unternehmen Fressnapf. Rütter hat 180 Angestellte, die für ihn arbeiten, und drei Firmen, die er alle nach seiner verstorbenen Hündin Mina benannt hat: eine

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Produktionsfirma für seine Fernsehsendung, eine Agentur für Comedians und eine GmbH, unter der er mehr als 100 Hundeschulen in Deutschland, Österreich und der Schweiz betreibt. Er hat mehr als eine Million Bücher verkauft. Und obwohl er mit 37 schon einen Herzinfarkt hatte, ist er die meiste Zeit des Jahres auf Tournee, reist mit zwei Sattelschleppern und 40 Mitarbeitern durch Deutschland und tritt abends in großen Hallen auf.

Rütter sitzt im Bauch der König-Pilsener-Arena in Oberhausen. Heute ist der letzte Tag seiner dreijährigen Tournee, 500 000 Menschen haben seine Show gesehen, bei Ticketpreisen zwischen 33 und 39 Euro.

Am Abend wird Rütter hier auf der Bühne stehen. Er wird zwei Stunden lang von Hunden erzählen. Aber es wird nicht ein einziger Hund auf der Bühne zu sehen sein. Rütter wird sich über Hundennamen wie Emma-Luna oder Philipp-Pascal lustig machen, er wird über höhenverstellbare Näpfe von Fressnapf lästern, obwohl man bei Fressnapf auch seine Bücher und DVDs kaufen kann.

Er wird von Frauchen erzählen, die ihren Hund streicheln, bis er kahle Stellen im Fell hat. Und von Herrchen, die davon träumen, einmal im Leben so geliebt zu werden wie der Hund von Frauchen. Rütters Publikum wird brüllen vor Lachen. Am lautesten die Frauen. 80 Prozent seiner Zuschauer sind Frauen, sagt Rütter. 80 Prozent haben einen Hund.

Rütters Pointen funktionieren so gut, weil die Menschen sich selbst darin erkennen. Seine Show ist eine Mischung aus dem Humor von Mario Barth und einer Volkshochschule für Hundehalter.

In erster Linie ist Rütter ein Geschäftsmann. Aber er ist in der Beziehung zwischen Mensch und Hund auch so etwas wie ein Paartherapeut. Damit verdient er sein Geld.

Bis zu Beginn der neunziger Jahre, als viele noch glaubten, man solle Hunde drillen, mit Unterordnung und Dominanz, mit Ketten und Stachelhalsbändern, brauchte niemand einen Therapeuten. Aber heute, wo die Hundehalter ihre Hunde aus Unsicherheit überversorgen, wollen sie jemanden, der ihnen Ratschläge erteilt.

So gesehen verkörpert Rütter die ganze Misere in dieser großen Liebesgeschichte. Während der Konzern Fressnapf das Gefühl verkauft, seinem Hund etwas Gutes zu tun, spendet Rütter wie jeder gute Therapeut Trost, verkleidet ins Gewand der sanften Belehrung. Seine Zuschauer wissen, dass sie sich irrational verhalten, aber so ist das halt, wenn man fest und innig liebt.

Am Abend auf der Bühne in Oberhausen, kurz vor dem Ende der Show, nachdem Rütter noch Witze über das Doggyfon gerissen hat und über Denkmützen für Hunde, tobt der Saal. Da verstummt Rütter plötzlich. Er legt einen Finger auf die Lippen. Die Zuschauer sind ganz ruhig. Alles ist dunkel, nur ein Lichtkegel fällt auf ihn.

Dann sagt er: »Ich habe eine Theorie aufgestellt. Ich vermute, dass sie stimmen könnte: Es muss schon Hunde gegeben haben, bevor Fressnapf kam. Und ich glaube, dass die Hunde tiptopp damit klargekommen sind.«

Die Zuschauer sind einen Moment lang ganz ruhig. Dann brechen sie in lautes Lachen aus, befreiend und erlösend. Es klingt, als störe es sie gar nicht, dass sie über sich selbst lachen.

HINTER DER GESCHICHTE

Ausgangsfrage: Warum ist der Mops so beliebt? Recherche: Der Autor sprach mit rund 20 Hundezüchtern, Hundepsychologen und Tierschützern. Er lernte, dass auch der Philosoph Arthur Schopenhauer einen Hund hatte: den Pudel »Butz«. Wenn Butz sich nicht benahm, nannte Schopenhauer ihn vorwurfsvoll »Mensch«. Buchempfehlung: »Gutes Tier – böser Mensch?« von Jürgen Körner, erschienen bei Vandenhoeck & Ruprecht.

Bumm, bumm, bumm

Der Österreicher Harald Ott züchtet in Boston menschliche Herzen und andere Ersatzteile für den Menschen. Was klingt wie aus dem Labor von Dr. Frankenstein, könnte künftig die Organknappheit besiegen.

Von Dialika Neufeld, DER SPIEGEL, 29.10.2016

Das Herz des kleinen Mädchens wabert wie eine seltene Tiefseequalle durch die Flüssigkeit. Mondfarben ist das Organ, mandarinengroß. Es schwimmt in einem Glas, auf einem Bostoner Labortresen, eingebettet in eine verworrene Landschaft aus sterilen Handschuhen und Pappkartons voller Schläuche und Spritzen. Bevor es dort hinkam, schlug es zehn Monate lang in einem kleinen Brustkorb. Dann hat es aufgehört.

Das Glas ist mit einem Plastikdeckel zugeschraubt. "Ott" hat jemand mit schwarzem Filzer daraufgeschrieben, und wenn diese drei Buchstaben auf etwas Totem stehen – auf dem konservierten Herzen eines Säuglings, auf der eingeglasten Lunge einer jungen Frau, auf der Niere eines Vaters –, dann bedeutet das, dass es für dieses Organ noch nicht zu Ende ist. Dass ein kleines Wunder geschehen könnte mit diesem Stück Mensch.

Harald Ott heißt der Mann, der versucht, das Wunder zu vollbringen. Er leitet ein Labor, dessen Mitarbeiter einer Vision hinterherforschen, die schon vor 200 Jahren in einem Roman namens "Frankenstein" für Schaudern sorgte: Sie versuchen, Leben zu züchten, die Natur zu überlisten; aus Körperteilen, die eigentlich verwesen müssten, Körperteile zu machen, die wieder funktionieren.

Ott belebt Herzen. Erweckt Lungen. Züchtet Nieren. Und glaubt daran, sie eines Tages auch transplantieren zu können. Er sagt: "Why not? Es gibt keinen Grund, warum es nicht funktionieren sollte."

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Harald Ott ist Österreicher, das hört man, wenn er "Grüß Sie" sagt, 39 Jahre alt, Vater zweier Kinder, Ehemann einer "sehr geduldigen Frau", wie er sagt. Ein Mann, der sich für Glasbläserei begeistert, der Bastelarbeiten in der Garage liebt und Orchideen mag. Der sagt: "Ich lasse halt gern Dinge wachsen."

An diesem Montag ist er schon früh zur Arbeit gefahren, sein Labor liegt im West End der Stadt, im vierten Stock eines von Empfangsleuten bewachten Forschungszentrums. Er trägt ein dunkelblaues Jackett, eine grün-blau gestreifte Krawatte, wirkt mehr wie ein Pharmavertreter im Außendienst als wie ein Mann, der im Labor daran arbeitet, die Transplantationsmedizin neu zu erfinden. "Morning, Lisa", sagt er zu seiner Sekretärin. "Labormeeeting um 10.30 Uhr?" Er müsse vorher noch ins Büro, ein paar Telefonate. Und später mache er drüben im Krankenhaus eine Biopsie bei einem Patienten mit Krebs.

Harald Ott ist Thorax-Chirurg am Massachusetts General Hospital. In seiner Sprechstunde berät er Patienten, er operiert Menschen mit Lungenerkrankungen. Das ist der eine Teil seiner Arbeit. Der andere Teil seiner Arbeit ist die Schöpfung.

120 000 Menschen warten in den USA auf eine Organspende, in Deutschland sind es mehr als 10 000, die schwer krank sind und dringend ein Organ benötigen. In Otts Sprechzimmer sitzen immer wieder Kranke, die sterben werden, bevor sie ein Organ bekommen, oder die sterben werden, weil sie eines bekommen haben und es nun abstoßen. Ott bekommt Briefe und E-Mails aus der ganzen Welt. Es schreiben Kranke aus Tunesien, aus China, England, Indien.

"Hi, Sir, ich bin ein 39-jähriger Mann aus Mumbai. Ich leide unter chronischem Nierenversagen. Ich möchte beim ersten Versuch, eine Laborniere zu transplantieren, mitwirken. Danke und Grüße."

Oder: "Wann werden die menschlichen Lungen fertig für die Transplantation sein? Danke. Ich bin ein Patient auf einer Warteliste für die Lungentransplantation. Ich weiß, es kann viele Jahre dauern."

Oder: "Könnten Sie sich bitte so bald wie möglich bei mir melden, es könnte möglicherweise mein Leben retten."

Ott sagt: "Wenn man so jemandem eine Lunge oder ein Herz bauen könnte, mit den eigenen Zellen, wäre das Problem gelöst."

Wissenschaftler auf der ganzen Welt arbeiten daran, Körperteile im Labor herzustellen. Sie nennen sich Gewebezüchter. Mit 3-D-Printern drucken sie Haut, mit Tinte aus Zellen. Sie ziehen Muskelfasern in Petrischalen. Schaffen Blutgefäße, Nasen, Ohren, Tracheen. Den Forschern gelingt es bereits heute, Ersatzteile für den menschlichen Körper zu produzieren, die in ihrer Bau- und Funktionsweise vergleichsweise simpel sind. Allein das ist eine medizinische Revolution. Doch wohl nirgends wird die Verheißung dieser Wissenschaft so greifbar wie auf den langen Experimentiertischen des Dr. Ott in Boston. Er wagt sich an den Bau eines hochkomplexen Organs.

Das menschliche Herz. Lateinisch Cor, die Pumpe, der Motor unseres Kreislaufs, jener Teil des Körpers, mit dem, daran glauben die Menschen, gefühlt wird, geliebt wird, getrauert; für manche ist es der Sitz der Seele.

Das Herz sitzt hinter dem Brustbein zwischen den Lungenflügeln, ein Hohlorgan, etwa so groß wie die Faust seines Trägers. Gebaut ist es wie ein Haus mit vier Zimmern, aus zwei Vorhöfen, zwei Kammern, getrennt durch Segelklappen und eine Scheidewand; ausgestattet mit einer Muskulatur, die fähig ist, zu kontrahieren und wieder schlaff zu werden.

Seine Funktion gleicht der einer Druck-Saug-Pumpe, die jeden Tag durch das Zusammenspiel von Muskeln, Kammern und Klappen Tausende Liter Blut durch den Kreislauf befördert. Innerhalb einer Minute schickt das Herz unser gesamtes Blutvolumen durch den Körper, 5 Liter, bei 60 bis 80 Schlägen, versorgt all unsere Organe, Muskeln, Zellen mit Sauerstoff und Energie. Ein Kunstwerk der Natur, ein Meisterwerk der Evolution. Gleichzeitig ist es die Schwachstelle des menschlichen Organismus. Häufigste Todesursache der Welt: koronare Herzkrankheit, dann Infarkt.

Ott sitzt nun, am frühen Nachmittag, Beine übereinandergeschlagen, in himmelblauer Chirurgenmontur, in seinem Laborbüro. Gerade noch hat er im Krankenhaus einem Krebspatienten den Tumor punktiert, jetzt schiebt er auf dem Tisch ein blasses, eingeglastes Schweineherz hin und her und erzählt, wie die Zukunft aussehen könnte: Niemand brauchte mehr lang auf ein Organ zu warten. Man könnte es vorbestellen.

Wie ein besonderes Entrecôte aus dem Supermarkt. Ein Organzüchter würde zu einem großen Kühlschrank gehen, in dem Herzen von menschlichen Spendern oder noch besser von Schweinen stünden, in den Größen S, M und L, er würde sie herausnehmen und daraus für den Patienten ein maßgeschneidertes Organ fertigen, gefüllt mit den eigenen Zellen, der eigenen DNA. Ott sagt: "Das würde das Problem der Abstoßungsreaktion lösen und die Organknappheit beenden."

Ott sagt diese Sätze mit einer Beiläufigkeit, die nicht richtig zu ihrer Tragweite passen will. Es geht in seiner Arbeit schließlich darum, Körperteile zu formen wie Ton. Wenn jeder seinen Körper in Zukunft betrachten kann wie einen Satz austauschbarer Einzelteile, wenn sich ein schwaches Herz, eine fehlerhafte Niere, eine störungsanfällige Lunge einfach ersetzen lässt: Wie alt werden wir dann? Und: Wenn es möglich ist, neben Haut, Ohren, Nasen auch die kompliziertesten Organe zu züchten – wie weit ist es dann zur laborgefertigten Kreatur?

Doch Ott spricht nicht in diesen Kategorien, er klingt nicht wie ein Revolutionär, eher wie ein Heimwerker, der nach der perfekten Bauanleitung sucht.

Das Erste, was in seinem Labor auffällt, ist der Geruch. Eine Mischung aus Desinfektionsmittel und getoastetem Bagel aus dem Pausenraum. Das Zweite ist ein Geräusch, ein Sirren von Pumpen, Kühlschränken und Inkubatoren. Das Dritte: der Arm eines Primaten, der angewinkelt in einer klaren Lösung liegt, die Hand zu einer halb geöffneten Faust gekrümmt, als würde sie aus dem Jenseits winken.

Zu Otts Labor gehören acht lange, nummerierte Arbeitsbänke. In den schmalen Gängen dazwischen schieben sich 16 Leute aneinander vorbei, junge Wissenschaftler, die überzeugt sind, dass sie es schaffen können. Da ist Ren Xi aus Peking, er nennt sich Charlie und "hat erst kürzlich eine ziemlich gute Lunge gebaut". Das sagt Konrad aus Tübingen, der diese Lunge dann in ein Schwein transplantiert hat. Vor zwei Wochen hat er außerdem ein Labor-Herz in eine Ratte implantiert. Und "der Ratte geht es blendend", sagt er.

Dann sind da noch Mattia aus Mailand, der daran arbeitet, den Primatenarm wiederzuerwecken; Linda aus Kanada; Jacques aus New Hampshire; J. J. aus Malaysia, der dort sein eigenes Labor aufgegeben hat, um hier dabei zu sein. "Ich finde keinen

Badminton-Partner", sagt er und zieht die Schultern hoch, "Badminton spielen die hier in Amerika irgendwie nicht."

Gleich in Reihe H2 findet man, regenwolkengrau und bauschig wie ein Schwamm, die Hälfte eines menschlichen Lungenflügels in einem Glasgefäß. Schräg gegenüber hängen, transparent wie fettiges Schulbrotpapier, Herz, Bein und Lunge einer Ratte. In einem Bioreaktor baumelt ein Schweineherz, frisch vom Wochenende, es ist an eine Pumpe angeschlossen und wird gerade ausgeblutet. Und dann ist da noch das Babyherz im Schraubdeckelglas. Bereit für seine zweite Existenz.

Harald Ott war 27 Jahre alt, als er zum ersten Mal ein Herz zum Schlagen brachte. Damals war er Postdoktorand bei Doris Taylor, einer renommierten Gewebezüchterin an der University of Minnesota. Ott erforschte die Herzmuskelzelltherapie am Schwein. Es ging um die Frage, wie gut sich ein Herz nach einem Infarkt durch das Einspritzen frischer Zellen reparieren ließe. "Dabei wurde mir klar: Das funktioniert so nicht." Nach einem Herzinfarkt sei das System so vernarbt, dass nur das Einspritzen von Zellen das Problem nicht lösen könne. "Sollten wir stattdessen nicht einen Weg finden, einen neuen Herzmuskel herzustellen?", das habe er sich gefragt.

Statt wie viele Forscher an der Frage zu basteln, wie man menschliche Strukturen nachbilden kann, suchte Ott einen Weg, sie zu recyceln. Eine Methode, mit der er die Zellen in einem Spenderorgan auflösen und die Reste auswaschen konnte. Nur das Grundgerüst des Spenderherzens sollte stehen bleiben, jene tote Struktur aus Proteinfasern und Kohlenhydraten, die dem Organ seine spezifische Form gibt. Auch die Klappen und die Scheidewand sollten bleiben. Und die Verästelungen des Durchblutungssystems, so perfekt, wie sie nur die Natur herstellen kann.

Ott vergleicht diesen Vorgang gern mit Sanierungsarbeiten an einem Fachwerkhaus: Man entfernt Putz, Dämmstoff, Steine, und nur das Grundgerüst bleibt stehen. Eine Form, auf der etwas Neues aufgebaut werden kann. Am Ende ist es ein neues Haus, aber es hat einen alten Kern.

"Ich habe dann seriell Rattenherzen aufgehängt und mit Flüssigkeiten durchblutet", sagt Ott. Er arbeitete sich durch das Chemieregal "von A bis Z", testete Enzyme, Säuren, Basen, um die Organe auszuspülen, ruinierte zig Herzen, bis er die Lösung

hatte: Natriumlaurylsulfat, eine Waschsubstanz, die auch in Reinigungsmitteln oder Lotionen zu finden ist.

"Das war lustig", sagt Ott, "als die Lösung in das Herz reinlief, wurde es ganz plötzlich durchsichtig, und alle Kollegen standen drumherum und staunten." Das Herz war von seinen Zellen befreit und damit von einem Großteil der DNA und allem Füllstoff, der mal zur Ratte gehört hatte. Was blieb, war ein farbloses, zellloses Proteingerüst. Und Ott wurde klar: "Das könnte alles ändern."

Er leerte weitere Herzen. "Dezellularisierte" sie, so nennt sich der Prozess, der in der Medizin unter anderem angewandt wird, um Spender-Herzklappen von ihren Zellen zu reinigen. Brandneu war: Ott hatte nicht versucht, die Zellen loszuwerden, indem er das Organ in eine Lösung einlegte, sondern indem er es über das eigene Gefäßsystem mit der Waschlösung durchspülte. Schon bald begann Ott auf einem seiner Proteingerüste neue Herzmuskelzellen zu säen, "rezellularisierte" sie. Er injizierte die frischen Zellen mit einer Spritze in die Hohlräume, in denen vorher Muskelgewebe gewesen war.

"Zu dem Zeitpunkt dachten noch alle, das sei ein ziemlicher Stumpsinn, was ich da machte", sagt Ott. Er schob ein Sofa vor die selbstgebaute Apparatur, in die er das Herz gehängt hatte – und wartete. Die Maschine versorgte die Nährlösung mit Sauerstoff und durchblutete das Herz. Weil Herzmuskelzellen eine mechanische Stimulation brauchen, um funktionsfähiges Gewebe herzustellen, hatte Ott noch einen "Druckstimulator" in die Apparatur eingebaut. Wann würde das Herz von selbst schlagen, ohne fremde Hilfe?

Zusammen mit einem Kollegen und einem malaysischen Studenten, den er bei Starbucks aufgegabelt hatte, wechselte er sich ab, auf dem Sofa zu übernachten und auf den Bioreaktor zu starren. "Aber nie haben wir dokumentieren können, dass das wirklich bumm macht", sagt Ott. Hunderte Male sei er hingefahren um drei Uhr in der Früh, aber dann war es immer nur ein Fehllarm. Bis zu dieser einen Nacht. Ott schlief, als sein Telefon klingelte.

"Harald, das pumpt jetzt!", sagte sein Kollege Thomas.

"Das pumpt nicht. Da hat nur wieder der Tisch gewackelt", sagte Ott.

"Doch. Das pumpt", sagte der Kollege.

Da stand Ott auf und raste ins Labor. Und es war wahr: Das Herz schlug.

"Bumm, machte es, bumm, bumm."

Der Postdoktorand Ott aus Innsbruck hatte ein Labororgan geschaffen. Einige Herzen, die er in dieser Phase gezüchtet hatte, schlugen 40 Tage vor sich hin.

Die Geburt eines Herzens beginnt also mit dem Tod. Das ist so in Otts Labor. Er braucht ein Basisorgan, sei es vom Schwein oder vom Menschen.

Vor vier Monaten kam der Anruf der Organbank: Ein kleines Herz hatte aufgehört zu schlagen. In einer Zeit, in der das Kind hätte anfangen können, zu krabbeln, sich an Stühlen hochzuziehen, sich Krümel in den Mund zu schieben, das erste Wort in die Welt zu schicken.

Die Eltern trafen eine Entscheidung, vielleicht in der Hoffnung, einem anderen Kind zu helfen, einen Sinn zu erkennen im Sterben des eigenen. Das Herz wurde entnommen, gekühlt. Doch aus irgendeinem Grund war es nicht zur Transplantation geeignet, also ging es an die Wissenschaft, wurde verschickt, von Jacques Guyette abgeholt am Empfangstresen des Massachusetts General Hospital, eingelegt in eine Lösung, dann in einen Kühlschrank gestellt auf dem mit rotem Filz geschrieben steht: "NO FOOD".

Jacques Guyette leitet das Herzprojekt des Labors, ein junger Gewebeingenieur, 35 Jahre alt, gebräunt von seiner täglichen Sechs-Meilen-Joggingrunde, die er auch läuft, weil er einen frühen Herztod fürchtet. Manchmal sieht er sich die Organe in den Gläsern an, und oft erkennt er den Lebensstil ihrer Spender. Viele der Herzen stammen von Junkies, viele von Übergewichtigen. Bei Fettleibigen sei das Herz oft nur noch wie ein gelber Klumpen Butter, sagt Guyette. "Einmal hatten wir das Herz einer sehr kleinen Frau mit einem Body-Mass-Index von 32. Das war so im Fett vergraben, dass man das rote Gewebe gar nicht mehr sehen konnte."

Das Herz des kleinen Mädchens ist anders. Unverbraucht, rein. Guyette nimmt das Glas in die Hand, dreht es ein wenig, als wolle er es zum Schwingen bringen, und sagt: "Das ist wirklich etwas Besonderes. Wir haben viele menschliche Herzen im Kühlschrank. Aber ein Kinderherz bekommen wir nur ganz selten."

Als Guyette das Herz zum ersten Mal in den Händen hielt, war es noch rot. Sofort machte er sich daran, Blut, Zellen und damit auch den Großteil der DNA des Kindes zu entfernen. Guyette schloss das Herz an eine Kanüle an, hängte es in einen gläsernen Bioreaktor und fing an, das Gefäßsystem mit der Waschlösung durchzuspülen, so beginnt der Zauber. Erst wurde das Herz rosa, dann blassrosa, und irgendwann, nach zwei Wochen, unwirklich weiß.

Vier Monate stand das zellulose Babyherz dann im Kühlschrank, so lange dauerte es, bis genügend neue Herzmuskelzellen gezüchtet waren, um es wiederzubeleben.

Für das Zellenzüchten ist Jun Jie Tan aus Malaysia zuständig, J. J. genannt. Ein fröhlicher, bebrillter 31-Jähriger in weißem Kittel. 300 Millionen Zellen brauchen er und Guyette allein, um ein Stück des linken Ventrikels mit Herzmuskelzellen zu füllen. In jeder von J. J.s Petrischalen sitzen 10 Millionen sogenannte induzierte pluripotente Stammzellen, von denen er, wenn es gut läuft, 9 Millionen zu Herzmuskelzellen umwandeln kann.

Bis vor etwa zehn Jahren noch war die Herstellung von Herzmuskelzellen ethisch umstritten, denn um Herzmuskelzellen zu züchten, brauchen die Wissenschaftler menschliche embryonale Stammzellen. Diese konnten aber nur aus fünf Tage alten Embryonen gewonnen werden.

Es wurde einfacher, als ein japanischer Wissenschaftler eine Methode entwickelte, im Labor Stammzellen aus Hautzellen von Erwachsenen herzustellen, die induzierten pluripotenten Stammzellen. Mit dieser Methode lassen sich also für jeden Menschen Stammzellen herstellen, aus dessen eigenen Hautzellen, das ethische Problem entfällt, das der Abstoßung auch. Unter Zugabe von Wachstumsmitteln können diese Stammzellen sich dann weiter in viele verschiedene Zelltypen differenzieren, sie lassen sich programmieren. Je nachdem, welches Futter J. J. ihnen in die Petrischale gibt, wandeln sie sich in Gefäßzellen oder eben in Herzmuskelzellen um.

J. J. spricht liebevoll wie ein Vater über seine Zellen, sagt Dinge wie "sie kleben gern zusammen. Sie sind sehr sozial, sie brauchen Freunde, mit denen sie reden können". Er hat sie mit einer pinkfarbenen Nährlösung gefüttert, monatelang, sie bei 37 Grad wachsen lassen. Was dabei rauskommt, sieht man jetzt unter seinem Mikroskop,

und es ist so faszinierend, dass selbst die erfahrenen Wissenschaftler immer wieder zuschauen wollen: "Wenn ich einen schlechten Tag habe", sagt Jacques Guyette, "dann komme ich hierher und gucke mir ein paar dieser Zellen an, und jedes Mal denke ich: wow. Das ist cool. Und dann geht es mir besser."

"Hier", sagt J. J. und zeigt nun sein Werk: ein Haufen von Herzmuskelzellen, die in der Petrischale kontrahieren, bumm, bumm. Sie zucken synchron. Leben.

Leben? An dieser Stelle beginnt es wohl. Zellen sind der Ursprung von allem, die kleinste Einheit von Leben. Ein Zellkern, in dem Erbinformationen stecken; Mitochondrien, die Energie umwandeln; eine Membran, die den Austausch von Stoffen regelt. Es gehört zur Natur der Zelle, zu wachsen, Nährstoffe zu spalten und zu verarbeiten. Sie passt sich ihrer Umgebung an, reagiert auf äußere Reize, tut all das, was sie von toter Materie unterscheidet. Alles, was wir als lebende Wesen tun, ist das Werk von Zellen, von Billionen von Zellen. Sie sind die Legobausteine des Lebens. Es gibt kein Leben außer zellulärem Leben.

Jacques Guyette packt jetzt knisternd die sterilen Handschuhe aus dem Papier, zieht sie umständlich über die Finger und schraubt den Deckel des Glases runter. Behutsam entnimmt er das Herz des kleinen Mädchens, balanciert es im Hohlraum seiner Hände wie ein verletztes Vögelchen.

Dr. Ott kommt zwischendurch herein, wie es mit dem Kinderherzen aussehe, fragt er, aha, sehr schön, er streut hier ein Wort zu Charlies Lungenexperiment ein, dort einen Kommentar zu Konrads Ratte. Beginnt Sätze mit "Könnte man nicht hier ..." und "Was, wenn wir mal da ..."; der Designer beim Rundgang durch die Organfabrik.

Otts Mitarbeiter transplantieren bereits gezüchtete Lungenflügel in Schweine, Herzen in Ratten. Sie haben an mehr als 80 menschlichen Herzen gearbeitet, Herzmuskelgewebe zur Kontraktion gebracht. Das Gewebe war fähig, elektrische Signale zu leiten, hatte messbaren Druck im linken Ventrikel, zeigte Stoffwechselaktivität, lebte. Nach 14 Tagen wurden die Herzen meist dennoch zerlegt und analysiert. Es gibt vieles, was die Forscher noch nicht genau verstehen.

Trotzdem bieten sich immer wieder Kranke als erste Testpersonen für Otts Organe an. "Das mit der Hoffnung ist natürlich gefährlich", sagt er. "Da bin ich schon ganz klar, dass wir noch relativ weit weg von der klinischen Anwendung sind." Aber schon das Wissen, dass es eine Forschungsgruppe gibt, dass jemand daran glaubt, dass er eines Tages Herz, Lunge, Niere aus dem Labor transplantieren kann, führe bei den Patienten zu einer Erleichterung. "Das Schlimmste, was man als Arzt sagen kann, ist ja: Man kann nichts machen." Die Leute klammern sich an die geringste Hoffnung, "das ist wohl unsere ureigene Überlebensstrategie", sagt Ott.

Jacques Guyette injiziert die Herzmuskelzellen mit einer Spritze in den linken Ventrikel des kleinen Herzens. Hier sollen sie sich ansiedeln, sollen sie einen Rhythmus finden, zu einem kontrahierenden Stück Muskel zusammenwachsen.

Wann fängt das Leben an, Jacques Guyette?

"Nach ein paar Stunden. Wenn die Zellen sich richtig festgesetzt haben. Dann würde ich sagen: Das Organ lebt."

Es ist Nachmittag, als Harald Ott aus dem Krankenhaus rüberkommt. Er sitzt in seinem Büro und erzählt von dem Patienten, den er gerade operiert hat. "Der hatte Herzversagen und Lungenkrebs – und hat so wenig Herzfunktion, dass er keine Operation für den Lungenkrebs haben kann", sagt Ott. Wahrscheinlich wird er sterben. Auf welcher Transplantationsliste hätte er eine Chance?

Kritiker sagen, das lange Leben würde durch Otts Organe vor allem auch eine soziale Frage. Wer kann sich das Ersatzteil für seinen Körper leisten und wer nicht? Was kostet ein Designerherz, was kostet ein Leben? Und was, wenn es sich der erfolgreiche Unternehmer, nicht aber die Krankenschwester leisten kann? Immer wieder werde er das gefragt, sagt Ott: Ist das jetzt nur für eine kleine Gruppe reicher Menschen, die ewig leben wollen?

"Aber etwas nicht zu entwickeln, weil man denkt, das wird zu teuer, ist der falsche Ansatz", sagt Ott. Außerdem glaube er, dass das gezüchtete Herz extrem kosteneffizient sein wird: "Es ist ja nicht so, dass ein Herzinsuffizienz-Patient sofort am Herztod stirbt", sagt Ott, "der kommt jeden Monat in die Klinik und muss behandelt

werden, über Jahre." Womöglich wäre es günstiger, ihm ein Designerherz zu transplantieren.

Zweieinhalb Wochen nachdem Jacques Guyette das Herz des kleinen Mädchens wiedererweckt hat, ist dessen zweites Leben schon wieder zu Ende. Die gesäten Zellen sind zu einem noch unreifen Stück Herzmuskel zusammengewachsen. Doch etwas stimmt nicht. Das Herzgewebe kontrahiert nicht wie geplant. Stattdessen schwimmen an der Oberfläche des Bioreaktors Verunreinigungen. Das Herz hat sich infiziert, mit einem Pilz oder einem Bakterium.

Für Guyette und seine Kollegen ist das enttäuschend, aber letztlich nur ein weiterer Schritt auf dem langen Weg zur perfekten Bauanleitung. Sie werden das Herz in hauchfeine Scheiben schneiden, es auf Glasscheiben bringen und unter dem Mikroskop analysieren. Sie werden ihre Schlüsse ziehen und bald das nächste Menschenherz aus dem Kühlschrank holen. Und wenn es gut läuft, wird es schlagen. ■

Wenn der Schlaf dich holt

Narkoleptiker kämpfen am Tag verzweifelt gegen die Müdigkeit – und liegen nachts wach. Von einer weitgehend unerforschten Krankheit, die oftmals erst spät erkannt wird

Von Mathias Schneider, stern, 29.06.2017

Auf eine Berghütte im Bregenzer Wald hat er sich diesmal mit seinen Freunden zurückgezogen, dem Klingler, dem Til, Epse und Zursl, Freunde sie alle, seit der Schulzeit. Ausbrechen aus dem Korsett ihrer Familien, einmal im Jahr, das gönnen sie sich, und er – er ist immer in ihrer Mitte.

Denn so viel überbordender Spaß hat schon mal Konsequenzen für Marko Schumacher. Es reicht ein lässiger Spruch, um ihn aus dem Gleichgewicht zu bringen – im Wortsinn wohlgermt. Wie jetzt, beim Tischtennis-Abschlussturnier. Die Stimmung ist aufgekratzt im Hobbyraum im Souterrain der Pension. Schumacher gegen Epse – das Finale wogt hin und her. Einer der Zuschauer ruft: „Das ist ja besser als bei Chang gegen Lendl!“ Chang gegen Lendl, legendärer Tennis-Fight, David gegen Goliath bei den French Open.

Es ist – das Ende.

Schumacher prustet los. Dann beginnt er, sich kaum merklich zu krümmen. Mit einer Hand hält er sich an der Platte fest, um nicht zu Boden zu gleiten. Lautlos rutscht der Tischtennisschläger aus seiner Hand. Die Beinmuskulatur – nur noch Pudding. Erst als die Freude verebbt, kann er sich wieder aufrichten. Eine Stunde später sitzt er im Gemeinschaftsraum – und schläft. Wie so oft, sobald er zur Ruhe kommt.

Er hat seit Jahren kein Kino besucht. Warum auch? Er entschlummert ja immer schon während der Werbung.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Aber dann gibt es da auch die andere Seite seines Lebens. Sein Sport: Marathon, Bestzeit 2:59 Stunden, ein atemberaubender Wert. Sein Job: Sportreporter, hochtourig. Seine Familie: vor fünf Monaten auf sechs Mitglieder angewachsen. Kind Nummer vier – Jakob – ruht in seiner Krippe.

Man kann bei so vielen Widersprüchen zwischen plötzlicher Kraftlosigkeit und Vitalität schon mal den Überblick verlieren, wie krank dieser Schumacher, 45, seit Oktober 2015 offiziell als schwerbehindert eingestuft, wirklich ist. Denn Schumacher leidet an nicht weniger als einem großen Rätsel: Narkolepsie, verniedlichend als Schlummersucht bezeichnet. Auf 25 000 Betroffene schätzt Ulf Kallweit, Direktor des Instituts für Schlafmedizin der Helios Klinik in Hagen, die Zahl der Narkoleptiker in Deutschland, rund 5000 von ihnen seien klinisch diagnostiziert.

Wer, die eigenen Einschlafprobleme vor Augen, lächelnd von einem Luxusproblem spricht, irrt gewaltig. Unvermittelt und immer wieder werden Menschen wie Schumacher zur Unzeit von Schlafattacken heimgesucht. Nachts liegen sie dann wach, wenn sie sich nicht von schweren Medikamenten in den Schlaf führen lassen.

Geert Mayer, Deutschlands erfahrenster Narkolepsie-Experte, berichtet von Fällen, bei denen Patienten nach einem Radunfall zu ihm gekommen seien. Sie waren im Sattel weggenickt. Manche Beziehung gehe zu Bruch, weil der Narkoleptiker schlafend vor seiner Angebeteten gesessen habe.

Oder vor dem eigenen Chef.

Schumacher hat schon Tage erlebt, an denen er in der großen Konferenz seiner Zeitung vor sämtlichen Ressortleitern saß und den Raum fluchtartig verlassen musste. „Ich habe gespürt, dass ich es nicht mehr aufhalten kann und eine Minute später weg gewesen wäre.“ Er lächelt über die Situationskomik. Einschlafen, das ist bis heute ja das Klischee von Faulheit. Und Schumacher ist manches Mal nach drei, vier Stunden weggenickt am Arbeitsplatz, wenn der Druck abfiel.

„Wir wissen noch immer nicht, was der Trigger für die Krankheit ist“, sagt Mayer, der nach eigener Aussage an die 2000 Fälle in der Hephata-Klinik in Schwalmstadt diagnostiziert hat. Was Forscher sagen können: Die Schlaf-Wach-

Störung wird durch einen Mangel am Botenstoff Hypocretin im Zentralen Nervensystem ausgelöst. Dieser Botenstoff ist für eine gesunde Rhythmisierung der Schlaf-Wach-Phasen verantwortlich.

Narkolepsie zählt zu den Autoimmunkrankheiten: Bestimmte Abwehrzellen beginnen, die für das Hypocretin verantwortlichen Neuronen zu töten – meist im Kindes- und Jugendalter und im Zuge eines Infekts. Für Experten wie Mayer oder Kallweit steht fest, dass bei den Betroffenen eine genetische Veranlagung vorliegt. Der verdächtige Gentyp heißt HLA-DQB1*0602. Ein Viertel der Bevölkerung weist diesen genetischen Fingerabdruck auf – was also führt dazu, dass die Krankheit bei einigen Menschen ausbricht? Unlängst hat das Paul-Ehrlich-Institut immerhin einen Auslöser zahlreicher Fälle rückwirkend identifiziert: die Pandemrix-Schweinegrippe-Impfung. Doch der genaue Zusammenhang bleibt bisher genauso unerforscht wie die Heilung. Es ist ein schwacher Trost für die Patienten, dass sich ihre Lebenszeit nicht verkürzt und es nicht zwingend schlimmer wird.

Zumeist verknüpft sich die klassische Narkolepsie mit einer sogenannten Kataplexie, der völligen Erschlaffung der Skelettmuskulatur. Paradoxerweise wird diese ausgelöst durch Freude, wie sie Schumacher beim Turnier im Kreise seiner Vertrauten erlebt hat. Auch starker Kummer oder Zorn lassen die Muskulatur erweichen. Die Gesichtszüge entgleiten, Knie und Nacken werden weich – je stärker die Ausprägung der Krankheit, desto stärker und häufiger das Muskelversagen.

Überdies leiden viele Narkoleptiker unter der sogenannten Wachlähmung beim Aufwachen oder Einschlafen, einem Zustand, der enormen psychischen Stress auslöst. Sie ruhen dann in ihrem Bett, bei vollem Bewusstsein, gefangen in einem Körper, der ihnen nicht gehorcht. „Ich lag plötzlich neben meiner Frau, konnte mich nicht mehr bewegen, nichts sagen, habe aber alles mitbekommen“, sagt Schumacher.

Schützt den Gesunden die körperliche Lähmung in der Traumphase davor, seine Träume auszuleben – sie endet mit dem Aufwachen –, so setzt sich diese Schlaflähmung beim Narkoleptiker bis in den Wachzustand fort. Schumacher sagt, er wisse heute, dass sich die Starre mit einer Körperberührung von außen auflösen lasse, seine Frau habe da jetzt ein Auge drauf. Ansonsten muss er – warten. Nach rund einer Minute sei der Spuk vorbei.

Wann die Probleme begannen, daran kann er sich kaum erinnern, zu lange fühlt er sich schon wie erschlagen. Seine Frau Elke erzählt, dass ihr Mann bereits 2009, nach der Geburt des zweiten Kindes, einmal am Steuer kurz eingeschlafen sei. „Wir waren alle perplex, aber eigentlich war ich in dieser Zeit noch eher neidisch, dass er überall so gut schlafen konnte“, sagt sie.

Es hat lange gedauert, bis Schumacher die passende Diagnose zu den obskuren Ausfallerscheinungen bekam. Das European Narcolepsy Network hat in einer 2016 veröffentlichten Studie festgestellt, dass die Patienten im Schnitt erst zehn Jahre nach Ausbruch der Krankheit den richtigen Befund erhalten. Oft verhindert nicht nur die Seltenheit der Krankheit eine schnellere Feststellung, sondern vor allem, dass niemand die Betroffenen in ihrem Leid erst einmal ernst nimmt. Der Schlafexperte Ulf Kallweit fordert deshalb: „Die Schwelle, Schläfrigkeit auch als Erkrankung anzusehen, sollte niedriger werden. Aber Schläfrigkeit wird als Symptom nicht richtig wahrgenommen.“

Bislang wisse mancher Hausarzt nicht recht, was er mit den erschöpften Patienten anfangen solle. „Schilddrüse und Eisenwert werden bestimmt. Wenn die okay sind, heißt es: Alles in Ordnung, wir machen erst mal nix.“

Marko Schumacher hat drei Allgemeinmediziner mit seinen Beschwerden aufgesucht. „Immer hieß es: Ruhen Sie sich aus, Sie haben ja auch einen stressigen Job.“

Naira Yakarian, Mutter eines erkrankten zwölfjährigen Jungen, berichtet von Praxisbesuchen, bei denen sie ausgelacht worden sei für ihre Bitte, doch wenigstens einmal Blut bei ihrem Jungen abzunehmen. Ein Arzt erklärte ihr, es sei halt heiß draußen, das mache müde.

Doch ihr Kind schlief nachts extrem unruhig. Einige Monate später berichtete ihr eine Lehrerin, dass dem Jungen, bislang ein exzellenter Schüler, selbst beim Gehen die Augen zufielen. Eines Tages schlug er sich den Kopf auf, die Wunde musste genäht werden, doch der Junge konnte sich nicht an den Hergang des Unfalls erinnern. Dies war der Moment, als die Mutter beschloss, ihn zwei Wochen lang in der neurologischen Abteilung des Kinderkrankenhauses am Stuttgarter Olgahospital

untersuchen zu lassen. Sie klingt noch heute, als hätten sie und ihr Junge eine Extremerfahrung hinter sich gebracht.

In jener Zeit explodierte die Krankheit. Bis zu 30 Kataplexien ereilten ihren Sohn am Tag, bisweilen wirkte er wie weggetreten. „Wenn ich nicht lache, geht es mir gut, Mama“, sagte der Junge damals matt.

Außerdem litt er beim Einschlafen und Erwachen an für Narkoleptiker typischen Halluzinationen. Traum- und Wachphasen verschmelzen zu einer gruseligen Zwischenwelt. „Das waren extreme Angstschreie, die ich zuvor noch nie gehört hatte. Er sieht dann Sachen, etwa Monster an der Gardine, und er ist wach dabei. Sagt: Mama, Vorsicht!“, erzählt Naira Yakarian.

Am Ende habe der Vater selbst recherchiert. Als er die Ärzte mit seinem Narkolepsie-Verdacht konfrontiert habe, sei er vor allem auf Ablehnung gestoßen. „Wir wurden beschimpft, warum wir selbst im Internet herumgesucht hätten“, erinnert sich Naira Yakarian. Noch heute spürt man ihre Empörung, wenn sie von jenen Tagen berichtet.

Zwei Tage nach dem geäußerten Verdacht hätten sich die Ärzte der Vermutung der Eltern angeschlossen. Der Befund sei dem Kind trocken mitgeteilt worden. Auch Marko Schumacher hat sich am Ende selbst an die Diagnose herangeegogelt. „Ich habe meine Allgemeinärztin regelrecht überreden müssen, dass sie mich an einen Neurologen überweist. Der hat mich dann gleich ins Schlaflabor überwiesen.“

Nun steht Schumacher an einem Donnerstag im Überwachungsraum des Schlaflabors der Pneumologie des Robert-Bosch-Krankenhauses in Gerlingen bei Stuttgart. Es ist der Ort, der ihm vor eineinhalb Jahren Gewissheit brachte. Er lächelt, als er die Leiterin der Abteilung, Sabine Eller, begrüßt mit den Worten: „Der Absolvent ist da.“

Eller nennt Schumacher „einen Kolibri“ unter den rund 2400 Fällen, die sich jährlich in ihren Betten untersuchen lassen, die meisten wegen Atembeschwerden. „Ich habe in 20 Jahren 12 bis 15 Fälle gehabt, bei denen ich sicher war, dass es Narkolepsie ist, dieser hier war so einer“, erklärt sie.

Damals hatte sie den Reporter verkabelt, für den sogenannten multiplen Schlaflatenztest. Alle zwei Stunden sollte er schlafen, mindestens vier Durchgänge waren angesetzt. In Hirnstromkurven auf einem Monitor erhielten die Wissenschaftler unmittelbare Rückmeldung über Schumachers Schlafstadien.

Wie auf Knopfdruck fiel er schon am ersten Morgen der Untersuchung in tiefen Schlaf, mehr noch, innerhalb weniger Minuten stürzte er in den sogenannten REM-Schlaf, jene Phase, die mit Träumen einhergeht. Gesunde Menschen schlafen immer in festen Zyklen von rund 90 Minuten, der traumbehaftete REM-Schlaf beginnt frühestens nach 70 Minuten. Doch Schumacher fiel in den ersten beiden Zyklen bereits zweimal direkt in den REM-Schlaf. „Da hätten wir schon abbrechen können“, sagt Eller. Den vierten Test habe er nicht geschafft. „Er hat schon geschlafen, bevor wir ins Zimmer kamen, um ihn wieder zu verkabeln.“

Marko Schumacher sagt heute, der Moment der Klarheit sei „ein Schlag“ gewesen, „ich habe mich aber auch rehabilitiert gefühlt“. Endlich hatte er es schriftlich, dass er kein Schwächling war. Die Diplompsychologin Eller sagt, es sei bewundernswert, was Schumacher leiste. „Seine Tagesschläfrigkeit fühlt sich an, als hätte man 48 Stunden nicht geschlafen.“

Er hat sich arrangiert mit seiner Krankheit, so gut das eben geht. Bei der Arbeit versucht er nicht mehr, den Kampf gegen die Schlafattacken zu führen. Lieber macht er kurz die Augen zu und legt seinen Kopf auf dem Schreibtisch ab, wenn die nächste Welle kommt. Er weiß: Wenn es richtig stressig wird, dann funktioniert er, drei Fußballweltmeisterschaften, von denen er unter Dauerdruck berichtet hat, haben ihm das bewiesen. Narkoleptiker sind leistungsfähig – solange sich die Arbeitgeber an ihre Bedürfnisse anpassen.

Dass sich bei Schumacher die Müdigkeit ankündigt, hilft ihm beim Umgang. „Ich habe dann noch ein paar Minuten, bis ich mich ausklinken muss.“ Ansonsten greift er zur Stimulanz Modafinil, laut dem Experten Geert Mayer derzeit das beste Mittel. Doch es verlangt einen beträchtlichen Preis. Unter den „Nebenwirkungen“ führt der Beipackzettel unter anderem auf: Migräne, Sprachstörungen, verschwommenes Sehen, Übelkeit, Verdauungsstörungen, Angst, Depression, Denkstörungen, Verwirrtheit.

Trotz allem, Schumacher will sich von der Krankheit nicht den Humor nehmen lassen. Doch Freunde und Familie erleben ihn weniger locker, kontrollierter. Im Gespräch sucht er Halt, setzt sich bisweilen beiläufig. Seine Frau sagt, ihr Mann leide nachts, die Albträume scheinen zuzunehmen, wenn er doch mal schläft.

Naira Yakarian fühlte sich nach der Diagnose erst einmal alleingelassen. Immerhin, die Kataplexien sind nach dem Krankenhausaufenthalt weniger geworden. Ihr Sohn kämpft sich heute durchs Gymnasium, mit zwei Schlafpausen am Vormittag. Die Schlaflosigkeit und die daraus resultierende Angst, wegen seiner Schläfrigkeit verspottet zu werden, zerren bisweilen an seinen Nerven. Vor allem dem verständnisvollen Klassenlehrer sei es zu verdanken, dass das Kind trotz allem so gut in den Schulbetrieb eingebettet sei, sagt Naira Yakarian.

Man kann nur erahnen, wie stark die Familie psychisch belastet ist, wenn die Mutter von manchen Nächten erzählt. „Mein Sohn redet mit der Krankheit. Einmal hat er richtig laut angefangen zu weinen. Dann sagte er: Narkolepsie, lass mich in Ruhe, ich kann nicht mehr so leben. Siehst du nicht, wie ich mit meiner Schwester und meinen Freunden umgehe. Gehe weg.“

Und doch habe das Kind die Hoffnung auf ein Wunder nicht aufgegeben. Neulich erblickte es im Schlaf einen riesengroßen Berg, oben stand ein Licht, dazwischen lagen Steine. „Ich will dir sagen, was das bedeutet“, hat der Junge gerufen, „dieser Berg, das ist mein Leben. Diese Steine sind die Schwierigkeiten. Mein Ziel ist es, hoch zum Licht zu laufen.“

Naira Yakarian schluckt. Einen Moment herrscht Stille am Tisch. Und was hat sie ihrem Sohn geantwortet? Sie atmet schwer aus.

„Dass das ein Traum ist.“

Mein Stottern und ich

Etwa 800 000 Menschen in Deutschland stottern, oft so schwer, dass ihr Alltag leidet – und manchmal ihre Lebensplanung. Betroffene haben sich für uns in den verletzlichsten Momenten ihres Sprechens fotografieren lassen, darunter auch GEO-Redakteurin Vivian Pasquet. Seit sie fünf Jahre alt ist, kämpft sie gegen den drohenden Bruch in ihrem Redefluss. Hier erzählt sie ihre Geschichte

Von Vivian Pasquet, GEO, 01.05.2017

Zwischen Tütensuppen und Trockenobst fasse ich Mut. Fast eine halbe Stunde bin ich durch einen Supermarkt in Hamburg gelaufen. An allen Regalen mehrfach entlang, selbst bei Küchenrollen und Klopapier habe ich nachgeschaut. Mit einer Frage im Kopf, die ich mich nicht zu stellen traute.

Wo finde ich die Datteln?

Schließlich spreche ich eine Verkäuferin an.

„Entschuldigung“, sage ich und atme tief ein.

„Wo finde ich die D-d-d ...“

Das Wort steckt fest, zwischen vorderem Gaumen und Zungenspitze. Ich beginne zu schwitzen.

Ich bin zum Abendessen eingeladen und habe versprochen, Datteln im Speckmantel vorzubereiten. Jetzt verfluche ich mich dafür. Warum habe ich nicht Hummus vorgeschlagen, Salat oder Wackelpudding? Egal was, Hauptsache nichts, das mit einem D anfängt und mehr als eine Silbe hat.

Ich schließe die Augen und presse die Zunge gegen den Gaumen.

„Die D-d-d-d ... – Äpfel?“

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Die Mitarbeiterin führt mich zur Obstauslage, ich fülle eine Tüte mit Äpfeln, die ich nicht brauche.

Als ich auf die Straße trete, fühle ich mich wie eine Versagerin.

Zwei Tage zuvor habe ich Ingrid Del Ferro angerufen. Als ich 16 Jahre alt war, hat die Sprechtrainerin mich aus meiner schlimmsten Stotterzeit befreit. In der Grundschule hatte ich in einem Theaterstück anderthalb Stunden am Bühnenrand gekauert und einen Stein gespielt – weil es die einzige Rolle ohne Text war. Im Gymnasium hatten mich die Lehrer kurz vor dem Pausenklingeln nicht mehr aufgerufen, weil ich für meine Antworten viel zu lange brauchte. In einem Frankreichurlaub sollte ich zwei Baguettes kaufen und kam mit acht Stück zurück, der einzigen Zahl, die ich in der Bäckerei über die Lippen brachte.

Jetzt, mit 32, erzähle ich Ingrid Del Ferro, dass ich dank des Sprachkurses in ihrem Institut als Journalistin arbeite; dass ich problemlos telefonieren und Interviews führen kann. Ich fühle Stolz.

Von meinen Schwierigkeiten erzähle ich nichts.

Stattdessen frage ich Ingrid Del Ferro, was aus den anderen Teilnehmern meines Kurses geworden ist. Sie erzählt von Anja, jahrelang stotterfrei, doch jetzt: Rückfall. Sie wird den Kurs erneut besuchen, nach 16 Jahren.

Anja war mir so entschlossen vorgekommen. Eine junge Frau, damals 26 Jahre alt, die als Köchin arbeitete, weil sie am Herd nicht sprechen musste. Die an einem der Kurstage vor Glück weinte, weil sie zum ersten Mal in ihrem Leben fließend erzählen konnte, wer sie war und wo sie herkam.

Plötzlich fragt mich Ingrid Del Ferro: „Kann es sein, dass Sie selbst auch noch Probleme mit dem Sprechen haben?“

„Warum?“

„Sie setzen Pausen an Stellen, an denen keine sein sollten. Ich höre die vernuschelten Buchstaben. Die abgebrochenen Sätze, die halb beendeten Wörter. Sie sprechen nicht wirklich flüssig. Sie tricksen.“

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Etwa 16 000 Wörter spricht ein Mensch durchschnittlich am Tag, 99 Prozent der Erwachsenen gelingt das flüssig. Aber rund 800 000 Menschen in Deutschland stottern. Nicht weil sie sich „verhaspeln“ oder aufgeregt sind. Stotternde wissen sehr genau, was sie sagen möchten. Doch es gelingt ihnen nicht.

Was macht diese Unfähigkeit mit der Sprache eines Menschen? Die meisten Stotterer dehnen Laute endlos in die Länge oder wiederholen sie. Bei anderen blockiert die Sprache, manchmal mitten im Wort. Einige sprechen vollkommen flüssig, aber stopfen ihre Sätze mit „Ähs“ und „Hms“ voll, um sie voranzutreiben. Andere wiederholen ganze Wörter immer wieder, wie kaputte Schallplatten.

All diese Stottertypen haben eines gemeinsam: Sie werden von ihrem Stottern nicht überrascht. Noch ehe sie an einem Wort hängen bleiben, spüren sie, was ihnen bevorsteht. Nicht als Vorahnung, sondern als tiefe Gewissheit.

Als nähere sich in der Nacht ein Auto mit aufgeblendetem Fernlicht. Man weiß, man wird geblendet, aber dieses Wissen ändert nichts. Sobald der Lichtstrahl die Augen trifft, kneift man sie zusammen. Es gibt nur eine Lösung: ganz woanders hinschauen.

So machen es auch viele Stotternde: Sie sprechen in eine ganz andere Richtung. Sie vermeiden das Unaussprechbare. Sie sind virtuos darin, ein Wort durch andere Begriffe mit gleicher Bedeutung zu ersetzen, Sätze während des Sprechens umzustellen, Buchstaben hinzuzuerfinden oder einfach wegzulassen. Die Wissenschaft nennt das „covert stuttering“, verstecktes Stottern. Viele Stotternde sind darin Meister. Manche so sehr, dass ihre Umwelt sie nicht mehr als Stotternde wahrnimmt. Menschen wie ich.

„Ja, ich trickse!“, wollte ich Ingrid Del Ferro am Telefon entgegenrufen. Ich mache das schon mein ganzes Leben, und heute besser denn je.

Meine Kollegen bemerken es nicht, wenn ich in einer Themenkonferenz „Kind mit Trisomie 21“ statt „Downsyndrom“ sage. Englische Interviewpartner sehen nicht, wie ich während eines Telefonats in einem Wörterbuch nach Synonymen für unaussprechbare Begriffe suche. Niemand weiß, dass ich beim Bäcker keine belegten Brötchen kaufe, weil ich nicht fragen kann, ob sie mit Mayonnaise bestrichen sind.

Die ich auch deswegen nicht mag, weil sie mit M beginnt und zusätzlich ein Y in der Mitte trägt.

Was Sie heute bei mir hören, Frau Del Ferro, wollte ich ihr zurufen, ist das Ergebnis Ihrer Therapie, ergänzt mit einer lebenslang perfektionierten Vermeidungsstrategie! Ich möchte, dass Sie meine Leistung anerkennen, anstatt mich nur darauf hinzuweisen, dass der Mangel immer noch hörbar ist!

Aber natürlich war ich zum Pöbeln zu feige und schwieg.

Ingrid Del Ferro fragte in die Stille hinein: „Was würden Sie davon halten, wenn auch Sie noch einmal einen Kurs bei mir belegen?“

Das Stottern ist mein Lebensbegleiter. Meine früheste Erinnerung: Ich war fünf Jahre alt, als das H nicht mehr funktionierte. Also hörte ich auf, davon zu sprechen, dass ich mir einen Hund wünschte. Als das F zu haken begann, trank ich im Kindergarten keinen Fruchtee mehr. Als das J verschwand, wurde ich einmal zum Einzelkind; ich hatte auf die Frage einer Nachbarin, ob ich Geschwister habe, mit Nein statt mit Ja geantwortet. Mit jedem Buchstaben, der auf der Liste des Unaussprechbaren hinzukam, verlor ich Selbstverständlichkeiten: Dinge, die mir wichtig erschienen, Momente, Gelegenheiten. Und eine Zeit lang sogar ein Stück meines Selbst, weil mir das V abhanden gekommen war. Ein Blick in die Autorenzeile dieses Textes genügt, um zu begreifen, weshalb ich mich im Alter von neun Jahren nur noch mit Nachnamen vorstellte.

Doch irgendwann musste ich laut vor der Klasse vorlesen; und als alle Mitschüler den Schulbuchtext vor Augen hatten, konnte ich nicht einfach Sätze umbauen.

Irgendwann wollte ich einen Witz erzählen und schaffte es nicht, die Worte zu verändern, ohne die Pointe zu verderben.

Irgendwann saß ich in den ersten mündlichen Prüfungen, und die richtige Antwort fing mit D an. Oder F. Oder J. Oder B, H, W, M, R.

Irgendwann konnte ich die Stotterwörter nicht mehr austauschen.

Es wurden einfach zu viele.

Therapieversuche, natürlich hat es die gegeben. Ein Logopäde forderte mich auf, absichtlich zu stottern, um mir die Anspannung beim Sprechen zu nehmen. Ein Hypnotiseur redete mich in Trance. Eine Lehrerin horchte auf, als ich ihr erzählte, dass ich als kleines Mädchen – unbemerkt von meinem schlafenden Vater – fast die ganze Nacht auf dem Boden einer Flugzeugtoilette verbracht hatte; ich hatte die Tür nicht öffnen können und war zu schüchtern zum Klopfen gewesen. Das musste er gewesen sein, der traumatische Moment! Der dieses Sprechmalheur ausgelöst hat!

Ein Psychologe suchte stattdessen die Gründe in der Trennung meiner Eltern. Ob mir zu Hause Gewalt angetan worden sei? Wenigstens ein kleines bisschen?

Ich weiß nicht, weshalb niemand auf das Offensichtliche kam. Wieso sich meine Mutter Vorwürfe machte, anstatt nachzulesen. Warum sie, wie als Mantra, immer weiter fragte: Hätten wir das verhindern können?

Nein, man hätte es nicht verhindern können.

Mein Onkel stotterte. Einer meiner Cousins stottert. Stottern, das weiß man sicher aus Verhaltens- und molekulargenetischen Untersuchungen, ist erblich.

Obwohl es nicht das eine „Stottergen“ gibt, haben Forscher auf Chromosomen stotternder Menschen etliche Abschnitte gefunden, die mit der Sprechstörung zusammenhängen. 70 bis über 80 Prozent der erwachsenen Stotternden, so schätzen Wissenschaftler, haben ihr Stottern geerbt. Männer sind besonders häufig betroffen, bis zu viermal mehr als Frauen.

Unter Kindern ist der Anteil von Stotternden generell höher als bei Erwachsenen, fünf Prozent statt einem. Weshalb sich das Stottern bei einem Teil von ihnen während des Heranwachsens einfach wieder verliert? Ebenfalls erblich.

Traumatische Erlebnisse jedenfalls oder Verfehlungen der Eltern scheiden als Grund aus, da sind sich Forscher nach Zwillings- und Adoptionsstudien inzwischen sicher.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Ich weiß nicht mehr, wann ich all das las und meiner Mutter davon erzählte. Aber ich erinnere mich an das gute Gefühl als Tochter, sie von ihrer vermeintlichen Schuld zu befreien.

Will der Mensch sprechen, müssen Millionen neuronaler Verbindungen im Gehirn die richtigen Signale senden; nur so steuern die Nerven alle Muskeln, die am Sprechen beteiligt sind, in der richtigen Reihenfolge an. Nur so gelingt das Zusammenspiel aus Atem, Kehlkopf, Zunge und Lippen, an dessen Ende ein fließend gesprochener Satz steht.

Schon Mitte der 1970er Jahre wussten Mediziner, dass Hirnschädigungen diesen Sprachablauf empfindlich stören und zum Stottern führen können, etwa nach einem Unfall oder durch Blutungen (das sogenannte neurogene Stottern).

Mitte der 1990er Jahre trugen bildgebende Verfahren dazu bei, in die Gehirne jener Menschen zu sehen, die scheinbar ohne erkenntlichen Grund als Kind zu stottern begonnen hatten. Dabei offenbarten beispielsweise spezielle computer- und magnetomografische Aufnahmen Muster, die man sonst von Schlaganfallpatienten kannte: Die Forscher sahen verminderte oder beschädigte Hirnsubstanz, vor allem im Bereich der Sprachzentren oder in jenen Hirnarealen, die Bewegungen der Gesichts- und Kehlkopfmuskeln koordinieren. Und je mehr ein Mensch stotterte, desto stärker waren diese Veränderungen im Gehirn. Zudem fanden die Mediziner überdurchschnittlich viel Hirnsubstanz in Teilen des Gehirns, die normalerweise eine untergeordnete Rolle beim Sprechen spielen – ein Hinweis darauf, dass sie die Aufgaben geschädigter Hirnareale übernehmen, um deren Ausfall zu kompensieren.

Ähnlich wie ein Diabetes, der viele Abläufe im Körper stört, scheint das Stottern die Arbeit unterschiedlichster Bereiche des Gehirns zu beeinträchtigen: der Basalganglien, des Hirnbalkens, der Stirn- oder Schläfenlappen und selbst des limbischen Systems, wo unsere Emotionen verarbeitet werden.

Dies könnte erklären, weshalb sogar nur leicht stotternde Menschen oft eine unverhältnismäßige große Angst vor dem Sprechen haben. Und weshalb ich es vorzog, den Supermarkt mit Äpfeln im Rucksack zu verlassen, anstatt der Verkäuferin weiter etwas vorzustottern.

Zwar haben Wissenschaftler die Frage, welche Defekte im Gehirn die Ursache für das Stottern sind, und wo das Gehirn nur auf das Stottern reagiert, teilweise beantwortet. Doch noch weiß man nicht genau genug, wie man therapeutisch im Gehirn ansetzen müsste, um das Stottern endgültig zu beenden.

Ich war 16 Jahre alt, als mir Ingrid Del Ferro in Amsterdam ein blaues Büchlein in die Hand drückte. „Reden ist Gold“ stand darauf geschrieben. Bis heute steht es in meinem Regal – als Erinnerung dar an, wie ich, nach zehn Jahren erfolgloser Therapien, meine Sprache wiederfand. Nie wieder wurde mein Stottern so schlimm wie vor dem Besuch in Amsterdam, nie sprach ich freier als direkt danach. Doch manchmal, in ehrlichen Momenten, frage ich mich, wie lange ich tatsächlich „komplett stotterfrei“ war – so wie es das Del Ferro Institut den Hilfesuchenden verspricht.

Wann fing ich wieder an, über Wörter zu stolpern? Wann vermied ich schwierige Situationen, nicht aus gewohnter Angst vor dem Stottern, sondern weil es tatsächlich zurückgekehrt war?

War es, als ich mich, drei Jahre nach dem Sprachkurs, beim Abitur freiwillig in meinem schlechtesten Fach, in Mathematik, mündlich prüfen ließ – nur weil ich dabei stumm an der Tafel rechnen durfte, statt einen Vortrag halten zu müssen? War es, als ich fünf Jahre später die Trauerrede für meinen Großvater schrieb und mir Synonyme für jedes Stotterwort notierte, nur zur Sicherheit? Oder als ich, längst erwachsen, in der Journalistenschule vorgab, auf die Toilette gehen zu müssen, und dort bis zum Ende einer Lehrinheit im Vorraum stehen blieb – weil wir Texte reihum laut vorlesen sollten.

Wann begann es wieder, mich zu stören? Störte es mich überhaupt? Ich kann das nicht beantworten. Wenn kaum noch jemand merkt, dass man stottert, vergisst man es zeitweise selbst. Brenzlige Situationen werden seltener, Vermeidungsstrategien besser.

Doch dann stand, zwei Tage nach dem Anruf bei Ingrid Del Ferro, diese Zahl in meinem Notizbuch: 429.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Nach ihrer Frage hatte ich eine Strichliste geführt, um zu prüfen, wie oft ich an einem normalen Wochentag nicht den Satz sage, der mir zuerst in den Kopf kommt, sondern den, den ich stotterfrei sprechen kann.

429 Striche.

Nur ein einziges Mal habe ich an jenem Tag ein Wort auszusprechen versucht, obwohl ich wusste, dass es nicht funktionieren würde. In der wahnwitzigen Annahme, dass ich es, wenn ich mich nur genug anstrengen würde, doch noch artikulieren könnte.

D-d-d-datteln.

Deshalb sitze ich schließlich im Del Ferro Institut in Amsterdam und drücke die Hände links und rechts auf meine Rippen, jeder Satz ein langes Ausatmen. Ich sehe den grünen Dozentenstuhl mit der hölzernen Löwenkopf-Armlehne, der dort bereits vor 16 Jahren stand, die Modelle menschlicher Oberkörper, von denen die Farbe blättert.

Neben mir bläst Anja die Backen auf, sie hat sich kaum verändert, schlanker Körperbau, runde Brille, entschlossener Blick. Ich habe sie sofort wiedererkannt. Zur Begrüßung umarmten wir uns schweigend, sie brachte kaum ein Wort heraus. Als wir in die Videokamera sprachen, um unsere Sprache zu analysieren, stotterte sie fürchterlich. Dann weinte sie.

Ende der 1970er Jahre hat der Opernsänger Leonard Del Ferro die Del-Ferro-Methode entwickelt. Sie ist eine Atemtechnik für das Zwerchfell, jene kuppelförmige Muskel-Sehnen-Platte, die den Brust- vom Bauchraum trennt.

Wenn der Mensch einatmet, flacht das Zwerchfell ab, beim Ausatmen wölbt es sich in die Ausgangsposition zurück. Durch diese Bewegung strömt Luft aus der Lunge an den Stimmlippen im Kehlkopf vorbei, hin zum gesprochenen Wort.

Das Del Ferro Institut geht davon aus, dass Stotternde während des Sprechens unbewusst einatmen, daher das Zwerchfell „flattert“ und der Sprechablauf durcheinanderkommt. Fundierte wissenschaftliche Studien, die eine Effektivität der

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Behandlung beweisen, stehen aus; der knapp 1900 Euro teure Kurs wird meist nicht von der Krankenkasse bezahlt.

Dennoch melden sich seit mehr als 30 Jahren Hunderte von Menschen jährlich in Amsterdam, um die Methode in dem Zehn-Tage-Kurs zu erlernen. Im Wartezimmer: Aktenordner, prall gefüllt mit Dankeschreiben aus aller Welt.

Die Del-Ferro-Methode läuft in mehreren Phasen ab. Zunächst lernen wir, unser Zwerchfell durch äußeren Druck auf die Rippen zu kontrollieren, später allein durch eine Konzentrations- und Atemtechnik.

Ich blicke ins Leere, presse meine Hand gegen die Rippen. Dann atme ich ruhig ein und aus, ein und aus, und wieder ein. Schließlich spreche ich, während langsam die Atemluft entweicht. Es dauert fast eine Minute, bis auf diese Weise ein Satz entsteht; langsam und monoton. Und wieder fast eine Minute bis zum nächsten Satz. Ich klinge wie ein Roboter. Und fühle mich wie ein Idiot.

Doch nach nicht einmal zwei Stunden im Kurs spricht Anja, die zu Beginn kaum ein Wort herausbekam, flüssig. Auch ich spreche Sätze, die sonst unter meiner Zunge in Stücke brechen.

Wie vor 16 Jahren verspricht der Dozent: Wenn ihr die Methode konsequent anwendet, hat sich die Bewegung des Zwerchfells nach einigen Monaten automatisiert. Dann, sagt er, habt ihr das Stottern besiegt.

Keine Telefonate, kein Alkohol während der zehn Tage, das sind die Regeln. Im Kursraum ist es verboten, die Heizung aufzudrehen, weil zu viel Wärme die Konzentration stört. Und, das Wichtigste: nicht ein Wort sprechen, ohne die Del-Ferro-Methode anzuwenden.

Jeden Nachmittag gehen wir, Anja, drei weitere Teilnehmer und ich, auf die Straße, ins Alltagsleben. Dort sprechen wir bis spät in den Abend fremde Menschen auf Englisch an, so viele wie möglich.

Wir sollen in ganz unterschiedlichen Situationen üben, um sicher zu sein, dass die Flüssigkeit der Sprache nicht von der Tagesform abhängt. Es gibt Stotternde, die

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

artikulieren im Kursraum fließend, im Alltag aber nicht. Andere halten in der Schule problemlos Referate, doch schaffen es nicht, einen Kaffee zu bestellen. Ich konnte meiner Chefin stotterfrei von meinem Dattel-Erlebnis erzählen, einer Freundin beim Mittagessen aber nicht.

Wäre das Stottern ein Tier, es wäre ein Chamäleon.

Wir üben hart. Wir quälen uns. Blicken ins Leere, sprechen monoton und unerträglich langsam. Fragen Menschen am Bahnhof nach dem Weg, wenn sie in Eile sind. Bestellen unser Abendessen, alle fünf, hintereinander, in Restaurants mit Hochbetrieb. Jeder Satz eine halbe Minute.

„Ich bin so glücklich, wieder sprechen zu können“, sagt Anja. „Was die Kellnerin wohl von uns denkt“, sage ich.

Eine Frau im Optikgeschäft droht, die Polizei zu rufen, weil sie sich von unserer Art zu sprechen bedroht fühlt. Ein Passant fragt mich, ob ich medizinische Hilfe benötige. Eine Gruppe Jugendlicher lacht uns aus; dabei schaue ich zu Boden und gebe vor, nur zufällig mit der Gruppe unterwegs zu sein.

Am sechsten Tag verstecke ich mich hinter einem Stapel Obstkisten im Supermarkt und rufe einen Freund an. „Ich will nicht mehr“, flüstere ich.

„Was willst du nicht mehr?“

„Ich will mit dieser Sprachtherapie nichts mehr zu tun haben.“

Weshalb waren meine 429 Striche kein Anreiz mehr für mich, in Amsterdam konsequent mit der Del-Ferro-Methode zu sprechen? Warum telefonierte ich trotz Verbots, setzte mich von der Gruppe ab, vermied Kontakt, statt ihn zu suchen? Ich habe ein paar Tage gebraucht, um zwei Gründe zu erkennen.

Vor 16 Jahren hatte ich keine Wahl. Ich stotterte oft so stark, dass die Scham beim Sprechen größer war als die Scham, die Del-Ferro-Methode anzuwenden. Doch jetzt hatte ich eine Alternative. Meine Vermeidungsstrategien funktionieren gut. Meist finde ich einen Ausweg aus dem Stottern. Ich habe viele Jahre daran gearbeitet, beim

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Sprechen nicht mehr aufzufallen. Kaum jemand bemerkt heute noch den Kampf, den ich dabei mit den Wörtern ausfechte.

In Amsterdam aber fiel ich wieder auf. Die Leute starrten mich an, wenn ich sprach – nicht weil ich stotterte, sondern weil ich die Del-Ferro-Methode benutzte. Weil ich klang wie ein Roboter.

Als ich vor dem Kurs die Zahl 429 in meinem Notizbuch gesehen hatte, war sie mir als Makel erschienen, ich wollte ihn beseitigen. Jetzt schien sie mir ein Erfolg zu sein. 429 Striche, das heißt für mich: 429-mal keine Scham gefühlt.

Der zweite Grund für mein Verhalten in Amsterdam wurde mir am vierten Tag bewusst. Ich hatte ihn ignoriert, vielleicht aus Angst, ihn mir einzugestehen. Doch dann saß ich mit Anja in der Lobby unseres Hotels, wir tranken Tee, und sie sagte: „Ich wiederhole diesen Kurs nicht zum ersten Mal. Ich bin mindestens das siebte Mal hier.“

Stottern ist im Erwachsenenalter bislang selten heilbar“, sagt Katrin Neumann. Zumindest dürfe kein Therapeut eine Heilung versprechen. Die Professorin leitet die Abteilung für Phoniatrie und Pädaudiologie am Universitätsklinikum Bochum. Seit 18 Jahren erforscht sie das Stottern; unter ihrem Vorsitz wurden 2016 Leitlinien für die Diagnose und Behandlung der Sprechstörung entwickelt.

Stotterbehandlungen, die auf eine Regulation der Atmung setzen (wie es die Del-Ferro-Methode macht), werden in diesen Leitlinien als „unzureichend wirksam“ bezeichnet. Und das, obwohl die Grundidee des Del-Ferro-Ansatzes plausibel ist. Doch beruhen die Erfolge vermutlich nicht auf der Kontrolle des Zwerchfells.

Wissenschaftler wie Katrin Neumann gehen stattdessen davon aus, dass veränderte Sprechweisen als „externer Schrittmacher“ auf den gestörten Sprechablauf wirken.

Denn bei Stotternden scheint die Feinabstimmung von Hören und Sprechen nicht zu gelingen. Zwar hören sie ihre Worte, doch kann ihr Gehirn das Gesagte während des Sprechens nicht richtig verarbeiten. Das bringt die Sprachplanung durcheinander.

Wie wichtig es für das Sprechen ist, die eigenen Wörter fehlerfrei wahrzunehmen, zeigt der „Lee-Effekt“: Hören Flüssigsprechende über einen Kopfhörer ihre Stimme wenige Zehntelsekunden verzögert, können auch sie nicht mehr fließend sprechen. Gibt man hingegen Stotternden ihre Stimme verzögert wieder oder spielt ihnen während des Sprechens laute Geräusche oder Musik vor, hören sie mit dem Stottern auf.

Auch stottert nicht, wer singt, flüstert, schreit oder im Gleichtakt mit einem Metronom spricht. Sprechen im Chor kann ebenfalls helfen: Als meine Englischlehrerin in der sechsten Klasse den Schulbuchtext gemeinsam mit mir laut vorlas, schaffte auch ich es stotterfrei. Veränderte Sprechweisen scheinen also als eine Art Taktgeber, als Schrittmacher zu wirken und das Gehirn zu überlisten.

Doch kein Stotternder schafft es, sein ganzes Leben lang zu singen, zu flüstern oder mit der Del-Ferro-Methode zu sprechen. Zudem scheint das Gehirn den Bluff früher oder später zu bemerken. Das erklärt, weshalb sich die Sprechflüssigkeit bei manchen Stottertherapien erst stark verbessert – und dann wieder verschlechtert. Es erklärt, weshalb Anja immer wieder nach Amsterdam reist. Und warum mein Stottern zurückkehrte.

Ich habe sieben der zwölf Teilnehmer meines damaligen Kurses nach 16 Jahren gefragt, wie es heute mit dem Sprechen klappt. Keiner von ihnen bezeichnet sich als komplett stotterfrei, doch alle sagen, die Del-Ferro-Methode habe ihnen sehr geholfen.

Für diesen Artikel hat GEO stotternde Menschen gebeten, sich im verletzlichsten Augenblick ihres Sprechens fotografieren zu lassen: im Moment des Stotterns. Nicht jeder empfand dabei Scham, so wie ich. Die meisten gehen viel selbstverständlicher und aufrechter mit ihrer Sprechstörung um, als ich es je konnte – auch wenn ihr Stottern hörbarer ist.

Einige haben eine viel besser erforschte Therapie (siehe Kasten Seite 73) als die Del-Ferro-Methode absolviert; stotterfrei sind auch sie nicht. Doch alle haben Strategien für das Sprechen entwickelt. Solange eine komplette Heilung im Erwachsenenalter noch selten ist, sagen Forscher wie Katrin Neumann, müsse jeder

seinen eigenen Weg, seine eigene Sprechkrücke für das Leben mit dem Stottern finden. Als ich Anja drei Monate nach dem Kurs wiedertreffe, spricht sie mit einer vereinfachten Form der Del-Ferro-Methode fließend. Sollte das Stottern zurückkommen, sagt sie, fahre sie wieder nach Amsterdam.

An einem Morgen im Winter, der Kurs liegt fast ein halbes Jahr zurück, sitze ich mit Freunden auf dem Balkon einer Hütte in den Schweizer Bergen. Wir spielen ein Gesellschaftsspiel, reihum soll jeder eine Spielkarte laut vorlesen. Die Karten sind eng mit Text bedruckt. Ich zögere, dann gebe ich meine Karte einer Freundin.

Während sie zu lesen beginnt, blicke ich auf die Berge; lausche dem fließenden Rhythmus der Sätze, dem stetigen Auf und Ab der Wörter mit all ihren D und J und B und G.

Ich spüre kein Bedauern und kein Versagen mehr. Die Sonne scheint. Auf den Gipfeln liegt Schnee.

Körper los

Der italienische Neurochirurg Sergio [Canavero](#) will erstmals einen menschlichen Kopf verpflanzen. Ärzte und Wissenschaftler halten ihn für irre. Aber ist er das wirklich?

Von Vivian Pasquet, Der Spiegel, 15.10.2016

An einem Frühlingstag eilt der Neurochirurg Sergio Canavero durch die langen Flure eines Turiner Krankenhauses. Er sagt, er möchte einen Beweis erbringen. Canavero, 51, trägt ein hellblaues Polohemd, es ist ein bisschen zu eng, man soll seine Muskeln sehen. Vor einer Tür bleibt er stehen und schaut sich prüfend um. Dann tippt er rasch einen Zahlencode ein. Das Schloss öffnet sich.

Eigentlich sollte Canavero hier nicht sein. Bis zuletzt hat er in diesem Krankenhaus als Neurochirurg gearbeitet, 22 Jahre lang. Hat Hunderte Patienten operiert und an Methoden zur Behandlung von Parkinson geforscht. Doch voriges Jahr überwarf er sich mit seinen Kollegen.

Weil er den Verstand verloren habe, sagen sie.

Weil sie seinen Plan nicht verstanden hätten, sagt er.

Im Frühjahr 2015 berichtete das britische Magazin "New Scientist", dass der italienische Neurochirurg Sergio Canavero Ende 2017 einen menschlichen Kopf auf einen neuen Körper verpflanzen wolle. Kurz danach verließ Canavero seinen Arbeitsplatz und kam nicht mehr zurück. Er sagt, er habe genug Geld verdient, um sich nur noch seinem großen Plan zu widmen.

Canavero geht ein paar Stufen hinab, dann hat er sein Ziel erreicht. Kabelbäume hängen aus den Wänden, Schutt liegt auf dem Boden. Eine Baustelle.

"Schau her", sagt Canavero. "Das hier ist ein italienisches Krankenhaus. Leute kommen hierher, um Ärzten ihr Leben anzuvertrauen. Und was kriegen sie? Nichts als Scheiße." Er tritt gegen eine Werkzeugkiste. "Die Kopftransplantation hätte in Italien

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

stattfinden können. Aber Italiener schaffen es noch nicht einmal, ein einfaches Bauvorhaben zu beenden! Ist doch klar, dass sie mit so einer Operation überfordert wären."

In Canaveros Kopf ergibt das Sinn: eine Baustelle vorzuführen, von der er nicht einmal weiß, ob aus ihr später eine Cafeteria, ein Verwaltungstrakt oder ein Operationssaal werden soll. Für ihn ist sie der unumstößliche Beweis dafür, dass das Schicksal ihn in ein Land der Dummköpfe verschlagen hat.

Er hat kein einfaches Leben derzeit. Für seine Kritiker ist er mal der Irre, mal das Monster, ein Stümper oder Scharlatan, immer wieder Gegenstand ethischer Debatten und eine der größten Bedrohungen seriöser Wissenschaft. Aber jetzt, an diesem Tag in Turin, ist er einfach nur Sergio Canavero, ein arbeitsloser Neurochirurg, der in einem Haufen Bauschutt steht und erklären möchte, weshalb ihm all seine Gegner furchtbar unrecht tun.

Die Verpflanzung eines menschlichen Kopfs auf einen anderen Leib gehört zu den letzten Unvorstellbarkeiten einer Medizin, die in den vergangenen Jahrzehnten mehr geschafft hat, als man je für möglich gehalten hätte. Seit der ersten erfolgreichen Transplantation im Jahr 1954, damals verpflanzten Chirurgen eine Niere, gibt es kaum noch ein Körperteil, das nicht ersetzbar wäre. Ärzte transplantieren heute Herzen und Arme und Hände, Hornhäute, Gesichter, Gebärmütter und Penisse.

Sergio Canavero behauptet, die Kopftransplantation sei nicht nur eine weitere, sondern eine absolute Lösung für die Behandlung fast aller Krankheiten. Eine Art Joker. Er sagt: "Hast du Krebs? Neuer Körper! Hast du Diabetes? Neuer Körper! Bist du gelähmt? Neuer Körper!"

Während eines seiner Vorträge spielte er den Song "Forever Young" ein, ließ sich bejubeln wie ein Popstar.

Seitdem der "New Scientist" berichtet hat, schreiben ihm immer mehr Freiwillige, die ihren Körper zur Verfügung stellen würden – oder um einen neuen bitten. Die unheilbar krank sind oder von der Unsterblichkeit träumen. Menschen, die eine Kopftransplantation als nächsten logischen Schritt in einer Welt sehen, in der wir unser Essen genetisch manipulieren, Kinder im Reagenzglas zeugen, uns vermessen,

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

optimieren und überwachen. Immer wieder über ethische Grenzen diskutieren, nur um festzustellen, dass es klare Grenzen eigentlich nicht mehr gibt.

Sergio Canavero besitzt kein Labor, er ist kein Mitglied einer Forschungsgruppe. Und selbst wenn die erste Transplantation 2017 tatsächlich stattfände, wäre er nur ein Assistent – die notwendige Operationserfahrung kann er nicht vorweisen. Alles, was er hat, ist eine Idee und die Gabe, Menschen dafür zu begeistern.

Seit vergangenem Jahr ist Canavero ein gefragter Mann; Journalisten aus der ganzen Welt wollen ihn treffen, aus Frankreich, Israel, den USA, Indien, Argentinien. Wollen wissen, was für ein Mensch dieser "Dr. Frankenstein" ist. Tatsächlich ein Wahnsinniger? Oder vielleicht doch ein verkanntes Genie? Gar ein Nobelpreiskandidat?

Eigentlich hasst Sergio Canavero das: wenn man sich mit seiner Person mehr beschäftigt als mit seinem Projekt. Er kann schwer verstehen, dass ein Plan immer nur so glaubhaft ist wie der Mensch, der ihn verfolgt. Den meisten Journalisten verweigert er deshalb ein persönliches Treffen, auch dem SPIEGEL sagt er immer wieder ab, lässt ein Jahr warten. Bis er schließlich doch nach Italien einlädt.

Zu einem "Spaziergang" durch seine Heimatstadt Turin, so nennt er das.

Zwei Tage, während derer er erzählen wird, wo er herkommt und was ihn bewegt. Was ihn an seinen Traum glauben lässt und antreibt.

Zweifel gehören nicht dazu.

Den Spaziergang, sagt Canavero, habe er aus zwei Gründen vorgeschlagen. Weil er in der schönsten Stadt der Welt lebe und weil sein Privatleben eben dies sei: privat. "Ob ich in einem Loch wohne oder in einem Palast: Was spielt das schon für eine Rolle?", fragt er. Nur einmal zeigt er ein Foto seiner Ehefrau und der gemeinsamen Kinder, "begnadete Menschen, genau wie ich".

Sein ehemaliges Elternhaus: ein Betonklotz, von dem die Farbe abblättert, aus dem an diesem Nachmittag Schreie hallen, bis schließlich ein Apfel aus dem Fenster geworfen wird. Gegen den Lärm der vorbeirasenden Autos schreit Canavero an, "eine Drecksgegend" sei dieser Ort seiner Kindheit gewesen.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Dem Alltag entflohen der kleine Sergio, indem er Comicbücher las. Geschichten von Superhelden, von Spiderman und Doctor Strange, einem Neurochirurgen mit Zauberkräften, der zerstörte Nervenstränge zusammenheilen ließ.

Canavero wuchs langsam, war stets kleiner als die anderen Kinder. Ein Glück, sagt er heute, sonst hätte er nie gelernt, um Anerkennung zu kämpfen. Freunde habe er nie gehabt und auch nicht gebraucht. Als er 16 war, las er von einem amerikanischen Chirurgen, der behauptete, noch im 20. Jahrhundert einen Kopf transplantieren zu können. Seit diesem Moment, sagt Canavero, habe er sein Ziel klar vor Augen gehabt: Neurochirurg wollte er werden. Die Vision des amerikanischen Chirurgen Wahrheit werden lassen. Medizingeschichte schreiben.

Er beendete die Schule mit Bestnoten, mit 18 Jahren begann er das Medizinstudium in Turin. Bereits mit 19 versuchte er, wissenschaftliche Arbeiten zu veröffentlichen, schickte Vorschläge an renommierte Fachzeitschriften wie "Nature" und "Science". Die Ablehnungsschreiben hat er aufbewahrt, er möchte sie dokumentieren, wenn er seine Biografie schreibt.

Wenn zwei Teile des Körpers während einer Operation miteinander verbunden werden, sprechen Mediziner von einer Anastomose. Ärzte setzen so zum Beispiel zwei Darmabschnitte neu zusammen, nachdem sie ein Krebsgeschwür herausgeschnitten haben. Wenn man einen Kopf, cephalo-, mit einem fremden Körper, somato-, verbindet, wäre das eine "cephalosomatische Anastomose". So könnte man das bezeichnen. Canavero aber nennt sein Vorhaben "Heaven": "head anastomosis venture". Er sagt, das sei die einzige Bezeichnung, die zu seinem Plan wirklich passe.

Heaven, Himmel. Höher geht es nicht.

Zum Treffen in Turin bringt Canavero einen befreundeten Geschichtsphilosophen mit, einen Mann Mitte zwanzig, sie trainieren zusammen Jiu-Jitsu. Jetzt sitzen die beiden in einer Bibliothek, der Freund auf der Couch, Canavero breitbeinig auf dem Boden, und erzählen, gegen welche Widerstände 1967 die erste Herztransplantation stattgefunden habe.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Das Herz galt lange als Zentralorgan im Körper, ihm wurde magische Bedeutung zugeschrieben. Es zu verpflanzen, sagt Canaveros Freund, wäre in früherem Denken einer Gotteslästerung gleichgekommen. Ähnlich sei das heute mit dem Kopf. Canavero nickt. Er sieht sich als Pionier. Sein Tun nennt er eine "politische Aufgabe". Er möchte einen Wettlauf zwischen den Nationen starten, ähnlich dem Rennen um die Landung auf dem Mond. Bislang, sagt Canavero, liege China vorn.

Dort arbeitet er mit Ren Xiaoping zusammen, einem Orthopäden, der Teil eines Teams von Ärzten war, das 1999 im amerikanischen Louisville die erste erfolgreiche Handtransplantation durchführte. Ren übt die Operationstechnik bereits an Mäusen, Affen und menschlichen Leichen, erhält dafür staatliche Gelder. Doch Canavero steht auch mit Wissenschaftlern in Indien in Kontakt, in den USA, Südkorea und Österreich. In der "Bild" behauptete er einmal, die Transplantation solle in Deutschland stattfinden, "ist natürlich Quatsch, ich wollte euch einfach auch mal anstacheln!".

Sergio Canavero sagt, drei Dinge brauche man, um Menschen für eine Idee zu begeistern.

Erstens: die Sicherheit, dass man zu den intelligentesten Menschen der Welt gehöre. Zweitens: die Bereitschaft, sich lächerlich zu machen. Drittens: eine persönliche Geschichte, um die Menschen zu berühren.

Für die bewegende Story ist der Russe Valery Spiridonov zuständig; den brachte Canavero mit, als ihn die Gesellschaft amerikanischer Neurochirurgen und Orthopäden 2015 auf ihre Jahresversammlung als Hauptredner einlud. Er nennt ihn "meinen ersten Patienten". Spiridonov soll Canaveros Plänen ein Gesicht geben. Er ist an einer unheilbaren Form des Muskelschwunds erkrankt, sitzt im Rollstuhl und sagt in Interviews bereitwillig, für ihn sei eine Kopftransplantation die einzige Chance auf ein nahezu normales Leben.

Darauf angesprochen, sagt Canavero, es sei eigentlich gar nicht sicher, ob Spiridonov der erste Patient sein werde. Er spiele die Rolle des "Helden" in dieser Geschichte. Ein erstes Stückchen Realität in seinem, Canaveros, Traum.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Für Sergio Canaveros Kritiker ist dieser Traum ein Albtraum. Das hat auch mit den Affen zu tun. Es gibt ein Video auf YouTube, darauf sieht man einen davon, einen Rhesusaffen. Schläuche ragen aus seinem Hals. Tücher bedecken den Körper, der nicht mehr sein eigener ist. Die Augen des Tieres fixieren einen Chirurgen, der ihm ein Stück Holz in den Mund steckt. Der Affe beißt zu.

Es ist das Jahr 1970, an der Case Western Reserve University in Cleveland, USA, hat soeben die erste Transplantation eines Affenkopfs stattgefunden. Durchgeführt hat sie der Neurochirurg Robert White. Eine medizinische Sensation. Getrieben war das Experiment von der Frage: Kann ein Kopf eine Zeit lang weiterleben, wenn man ihn vom Körper trennt?

Kann er.

Robert White nannte den Moment, in dem der Affe die Augen aufschlug und sein Blick dem Chirurgen folgte, eine Erleuchtung.

Wenn sein Kollege Jerry Silver heute davon erzählt, nennt er es "eine unermessliche Grausamkeit". Silver ist 69 Jahre alt, als junger Neurowissenschaftler arbeitete er an der Case Western Reserve University. Eines Tages, so berichtet er, habe er Whites Labor für eigene Experimente genutzt. Da sah Jerry Silver ihn: einen einzelnen Affenkopf – ohne Körper, der in ein Gestell wenige Zentimeter über dem Labortisch eingespannt war. Seine Blutgefäße waren durch Plastikschläuche bereits mit den Adern eines Spenderkörpers verbunden, wurden so mit Sauerstoff versorgt.

Der Affenkopf starrte Silver an.

Silver starrte den Affenkopf an.

Grausame Schmerzen und eine furchtbare Angst habe er in den Augen des Affen gesehen, erzählt Silver. In diesem Moment sei ihm klar geworden, dass es Grenzen gebe, die kein Mensch überschreiten sollte. Seine Stimme klingt jetzt ganz leise.

Das Gehirn ist das sensibelste Organ im menschlichen Körper. Anders als die Lunge oder die Leber kann es nur wenige Minuten ohne Blutzufuhr überleben. Schon nach drei bis vier Minuten ohne Sauerstoff können die Zellen kaputtgehen, nach fünf

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

die Schäden bleibend sein. Der Patient wird zu einem behinderten Menschen – wenn er nicht vorher stirbt. Das allein galt lange Zeit als Hindernis, den Kopf vom Körper zu trennen.

Robert White hat es 1970 überwunden, indem er den Kopf des Affen so weit abkühlte, dass der Stoffwechsel der Zellen erlahmte. Eine Stunde Zeit verschaffte ihm dieses Vorgehen; so konnte er den Kopf – noch bevor dieser komplett den Besitzer wechselte – an die Blutgefäße des Spenders koppeln.

Das erste Problem einer Kopftransplantation wurde so bereits vor mehr als 40 Jahren gelöst, Canaveros Vorhaben soll nach Robert Whites Operationsprotokollen stattfinden.

Ein weiteres Problem aber ist so gewaltig, dass sich Wissenschaftler seit Jahrzehnten daran abarbeiten. Ein Problem, das viele Menschen auf der Welt in den Rollstuhl zwingt und zu den größten Herausforderungen in der Medizin gehört.

Das Rückenmark ist untrennbar mit dem Gehirn verbunden. Um einen Kopf zu transplantieren, muss man es durchschneiden. Aber: Sämtliche Versuche, durchtrenntes Rückenmark vollständig zu regenerieren, sind bislang gescheitert. Whites Affe konnte offenbar sehen, hören, fühlen. Doch der Kopf hatte keinerlei Kontrolle über den Körper.

Es ist ein Problem, das sowohl Sergio Canavero als auch seine Kritiker lachen lässt.

Die Kritiker über seinen Lösungsvorschlag. Und Canavero über seine Kritiker.

Das Rückenmark besteht aus Segmenten, die untereinander gereiht sind. Durch sie laufen Millionen Nervenfasern wie auf einer Autobahn. Sie verlassen das Rückenmark an unterschiedlichen Ausfahrten, ziehen zu verschiedenen Stellen im Körper, geben und empfangen Signale für Gefühl und Bewegung.

Durchtrennt man es auf Höhe des fünften Halswirbelkörpers, wie es Canavero plant, kann der Mensch zwar noch atmen, doch er wäre gelähmt an Armen und

Beinen, hätte kaum Kontrolle über seine Ausscheidungen, und wenn man ihm über den Bauch streichelte, würde er es nicht fühlen.

Canavero sagt, er habe die Lösung für dieses Problem schon oft erklärt, die Menschen hörten aber nicht richtig zu. Dabei demonstrierte er es doch, immer wieder, für all diese "Idioten": Man halte eine geschälte Banane in der Hand und stelle sich vor, sie wäre das Rückenmark. Dann hole man aus und schmettere sie auf den Fußboden. "So", sagt Canavero, "sieht das Rückenmark eines Menschen aus, der durch einen Unfall querschnittgelähmt wird. Es ist zermatscht."

Nun nehme man eine weitere Banane und ein sehr, wirklich sehr, sehr scharfes Messer. Damit schneide man die Banane entzwei. "So sieht das Rückenmark aus, wenn es für die Kopftransplantation durchtrennt wird." Das, sagt Canavero, sei eben ein Unterschied.

Und an dieser Stelle der Geschichte, das räumen selbst seine Gegner ein, hat der Neurochirurg recht. Bei einem glatten Schnitt verkümmern die Nervenzellen nicht sofort, es gibt, theoretisch, die Chance, sie zu reparieren.

Wenn man den passenden Klebstoff hat.

Im Sommer 2016 liegt solch ein Klebstoff, abgefüllt in einer Plastikflasche, auf dem Boden einer Parfumasche im südkoreanischen Seoul. Daneben eine Schere, Verbandsmaterial und ein Skalpell. Auf der Flasche steht: "Polyethylenglycol (Peg)". Der Besitzer der Tasche ist ein Mann namens C-Yoon Kim. Es ist Freitagabend, 19 Uhr, Kim ist auf dem Weg zu einer Operation.

Er möchte an einem Hund, einem Beagle, zeigen, dass Canaveros Plan funktionieren kann: das Rückenmark auf Höhe des fünften Halswirbels durchzuschneiden und es mithilfe des Klebstoffs wieder zu verbinden. An fünf Mäusen hat er es bereits getestet. Erfolgreich, wie er sagt. Die Operation muss spät am Abend stattfinden; in der Klinik werden sonst Haustiere von Privatpersonen behandelt. Und diese Leute sollen von dem Tierversuch nichts mitbekommen.

C-Yoon Kim hat Tiermedizin und Medizintechnik studiert, eigentlich forscht er an Stammzellen. Doch es geht ihm viel zu langsam voran in seinem Forschungszweig.

Kim träumt davon, Teil "von etwas Großem sein, das die Medizin grundlegend verändert". Am besten sofort. Er fragt: "Wie lange soll ich denn noch warten?" C-Yoon Kim ist 34 Jahre alt.

Als der Tierarzt das erste Mal von Canaveros Plänen las, schrieb er ihm eine E-Mail: "Ich will in Ihr Team kommen." Seitdem ist er dabei.

Den heutigen Versuch haben Canavero und er gemeinsam geplant, getroffen haben sich die beiden noch nie. C-Yoon Kim sagt: "Wir haben eine Skype-Freundschaft." Und: "Sergio Canavero hält Wissenschaftler auf der ganzen Welt zusammen."

Polyethylenglycol ist keine neu entdeckte Substanz. In der Chemie trägt sie die Summenformel $C_{2n}H_{4n+2}O_{n+1}$, man findet Peg in Salben, Sonnencreme, Lippenstift und Abführmitteln. Sie kann die Hülle, die jede Körperzelle schützt, durchlässiger machen und so zwei Zellen zu einer Einheit verschmelzen. Stellt man sich die durchtrennten Nervenbahnen des Rückenmarks wie zwei dicht gepackte Bündel Spaghetti vor, kann Peg ihre Enden miteinander verbinden – so, wie Stärke Nudeln aneinanderklebt. Sergio Canavero beschreibt es so: "Du schneidest die Spaghetti durch, tropfst Peg drauf und bummmm!"

Beagle "KFDAFK2" ist noch ein Welpe, 3500 Gramm leicht, zwei Monate alt; er wedelt mit dem Schwanz, als Kim ihn auf den Operationstisch setzt, das Fell rasiert und die Haut desinfiziert.

20.31 Uhr: Die Narkose wirkt. Der erste Schnitt, zwölf Zentimeter in der Länge, es geht jetzt richtig los, Kim lächelt.

21.29 Uhr: Halswirbelkörper Nummer 5 des Beagle-Welpen ist erreicht, blitz weiß zwischen den Rückenmuskeln hervor.

21.38 Uhr: Mit einer Zange verschafft sich Kim Zugang zum Wirbelkanal.

21.50 Uhr: Das Rückenmark des Hundes liegt frei, es glänzt weißlich.

22.05 Uhr: Das Rückenmark des Hundes wird durchtrennt. Ein schneller Schnitt.

22.09 Uhr: C-Yoon Kim träufelt Peg über die Rückenmarkenden.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

22.16 Uhr: Der Hund wird zugenäht.

Dann, um 22.40 Uhr, ist es vorbei.

Das Tier wacht langsam auf, wimmert, wirft den Kopf hin und her, entleert sich auf dem Operationstisch. C-Yoon Kim streichelt ihm sanft den Kopf. "Geschafft", sagt er.

Am vierten Tag nach der Operation empfängt C-Yoon Kim in seinem Labor an der Konkuk University in Seoul. Er sieht müde aus, das ganze Wochenende hat er jeweils bis tief in die Nacht neben dem Beagle ausgeharrt. Hat Dutzende E-Mails an Canavero geschrieben. "Sieht gut aus", "könnte klappen", "kann selbstständig essen". Er sagt, wenn der Hund die Hinterbeine bewegen kann, sei das ein erster Beweis dafür, dass der synthetische Klebstoff Peg funktioniere.

Der Beagle liegt hinter einer Glastür in einem Inkubator, ein Häufchen Hundeleben bei 29 Grad Celsius. Das Tier jault. Auf dem Inkubator klebt ein Zettel: "Beagle-Experiment, bitte entschuldigen Sie den Lärm."

Kim setzt den Hund auf den Fußboden. Er möchte demonstrieren, dass es funktioniert. Er stupst den Hund an. Die Hinterbeine bewegen sich.

"Unglaublich, oder?", ruft Kim und klatscht in die Hände.

Es gibt eine Studie aus dem Jahr 2014. Ein Team um den Düsseldorfer Neurobiologen Hans Werner Müller hatte darin das Rückenmark von Mäusen verletzt und gewartet, bis sich eine Narbe bildete. Anschließend saugten die Wissenschaftler das Narbengewebe heraus. Die Lücke, vier Millimeter lang, füllten die Wissenschaftler mit Peg in Gelform auf. Bald konnten sie nachweisen, dass innerhalb weniger Wochen Nervenzellausläufer in die Substanz einwuchsen, ein Verhalten, das Zellen im Rückenmark üblicherweise nicht zeigen. "Das ist Grundlagenforschung", sagt Müller, das sei ihm wichtig.

Müller hat eine besondere Verbindung zu Sergio Canavero. Denn immer wieder zitiert Canavero Müllers Veröffentlichungen, führt sie als Beweis an, dass Peg funktioniert. Seit das Projekt Heaven öffentlich wurde, wird Müller von Kollegen

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

darauf angesprochen, ob er "gemeinsame Sache" mit "dem Irren aus Turin" mache. Manchmal weiß er nicht, ob er das lustig finden soll, ob es ihm peinlich ist oder ihn wütend macht.

Müller sagt, seine Experimente seien mit dem Vorhaben von Canavero nicht zu vergleichen. Er durchtrenne das Rückenmark der Mäuse an einem viel tieferen Punkt, als es Canavero vorhat. Zudem lägen die Rückenmarkenden in seinen Experimenten viel weiter auseinander. Er habe lediglich gezeigt, dass Peg als Matrix dienen könne, die Rückenmarksnerven zum Wachstum anrege.

Wenn man Hans Werner Müller über den Stand der Forschung sprechen hört, scheinen Canaveros Pläne zum jetzigen Zeitpunkt so realistisch wie die eines Orthopäden, der Mitte des 18. Jahrhunderts einem Patienten ein künstliches Hüftgelenk einsetzen will.

Müller sagt, Canavero zitiere in all seinen Veröffentlichungen ausschließlich die Arbeiten anderer Wissenschaftler. Keines der Experimente habe er selbst durchgeführt. "Er greift sich aus ganz unterschiedlichen Studien Methoden heraus und behauptet dann einfach, alles zusammen würde eine Kopftransplantation möglich machen." Es ist, als läse ein Koch drei Rezepte und ginge davon aus, dass sie zusammen ein köstliches Menü ergäben.

Canavero müsste die einzelnen Teile seines Vorhabens zusammenfügen, bevor er an den Menschen geht. Er müsste einem Tier das Rückenmark durchschneiden, den Kopf verpflanzen, beweisen, dass die Signale danach ihren Weg vom Gehirn in den Körper und auch zurück finden. Und er müsste zeigen, dass er dabei alle Komplikationen in den Griff bekommt: Abstoßungsreaktionen, Blutungen, Schmerzen.

Aber Canavero möchte keine weiteren Experimente durchführen. Er sagt: "Schluss mit den Tierversuchen. Wir wissen, dass es funktioniert!"

Es ist Abend geworden in Turin, Sergio Canavero trägt jetzt Jogginghose und Muskelshirt. Darüber eine Weste, in die Gewichte eingenäht sind. Aufwärmen vor der Jiu-Jitsu-Stunde. Canavero sagt, das Training gebe ihm die mentale Stärke, sich gegen

seine Feinde zu verteidigen. Mit ihm im Kreis stehen die anderen Teilnehmer, junge Erwachsene. Keiner von ihnen trägt eine Gewichtsweste.

Der Trainer brüllt: "10 Liegestütze!" Canavero macht 30. Einarmig.

"20 Sit-ups!" Canavero hängt sich an eine Sprossenwand, Klimmzüge rücklings, "um richtigen Sport zu machen".

"Pause!" Canavero joggt auf der Stelle, schweißüberströmt, während der Rest der Kursteilnehmer längst am Boden liegt.

Wer wissen möchte, was Sergio Canavero von seinen eigenen Grenzen hält, der muss ihm nur beim Jiu-Jitsu zuschauen. Hat er Angst vor dem Alter? Verzichtet er deshalb auf Kaffee und Alkohol, treibt Sport bis zum Umfallen? Canavero lacht. Natürlich wolle er seinen Kopf auf einen jungen Körper setzen. Er sagt: "Mein Ziel ist die Unsterblichkeit. Und ich werde sie bekommen, denn ich arbeite schnell!"

Es ist die Antwort eines Mannes, der weiß, dass ihm die Zeit davonläuft.

Am 13. September 2016, ein halbes Jahr nach dem Treffen in Turin, veröffentlicht das amerikanische Fachmagazin "Surgical Neurology International" fünf neue Arbeiten. Der Südkoreaner C-Yoon Kim beschreibt darin gemeinsam mit Wissenschaftlern der Rice University in Texas, wie er Ratten das Rückenmark durchtrennte und es mithilfe von Peg zusammenfügte. Auch über das Beagle-Experiment berichtet er. An zwei Veröffentlichungen hat Canavero mitgeschrieben, eine davon trägt den Titel: "Der Frankenstein-Effekt". In der anderen vergleicht Canavero das Zusammenfügen des Rückenmarks mit der Mondlandung.

Hans Werner Müller sagt, die Veröffentlichungen seien wissenschaftlich unbedeutend. Sie zeigten kaum glaubhafte Fotos oder elektrophysiologische Messungen. Der Beagle konnte zwar angeblich laufen, doch ein Einzelfall reiche nicht aus, um wissenschaftliche Aussagen zu treffen. Und auch wenn Kim augenscheinlich das Rückenmark durchtrennt habe, fehle es an fundierten Beweisen.

Canavero widerspricht. Die Rice University in Texas habe eine verbesserte Form von Peg geschaffen. Und die Rattenexperimente von Kim hätten ausreichend gezeigt, dass dieses verbesserte Peg wunderbar funktioniere. Außerdem werde C-Yoon Kim den Beagle bald sezieren, um ausstehende Beweise zu erbringen. Er gibt sich

triumphierend: "Ich hatte recht, und alle anderen hatten unrecht. Heaven wird kommen!"

Für einen seiner bislang letzten Auftritte lässt Canavero den Russen Valery Spiridonov, seinen angeblich ersten Patienten, nach Großbritannien fliegen. Spiridonov sitzt in einem Fernsehstudio und erzählt leise von seinem Traum.

Bei dem er unter Narkose in einem Operationssaal sitzt, neben sich ein hirntoter Körperspender. Thermometer messen Spiridonovs Temperatur in Ohr, Hals, Blase und Mastdarm. Sensoren überwachen die Hirnströme, den Blutdruck, den Herzschlag.

Dann wird es kalt.

Maschinen pumpen eine Salzlösung durch seine Hirngefäße, verdrängen das Blut. Immer kälter, immer kälter, bis auf zehn Grad Celsius. Die Ärzte operieren in zwei Teams, 80 Menschen insgesamt, Chirurgen, OP-Schwwestern und -Pfleger, Anästhesisten. 36 Stunden lang. Sägen die Knochen auf, zerschneiden die Gefäße, die Nerven, die Muskeln. Ein kleiner, präziser Kran setzt Spiridonovs Kopf auf einen neuen Körper. Die Ärzte träufeln Peg über die Rückenmarkstümpfe.

Und dann, in diesem Traum, nach Wochen des künstlichen Komas, wird Valery Spiridonov erwachen. Er wird denken und sehen, hören, schmecken, fühlen. Und irgendwann auch wieder laufen.

Sergio Canavero sagt, es werde die größte Revolution in der Geschichte der Menschheit sein. Er schließt die Augen und hebt die Arme. Er sieht jetzt aus wie ein Dirigent, bereit zum Einsatz.

Wachstumsschmerz

Die verstörende Geschichte eines Mannes, der sich zu klein fand - und eineinhalb Jahre voller Schmerzen auf sich nahm, um das zu ändern

Von Marco Lauer, SZ Magazin, 30.03.2017

Bevor alles beginnt, der Traum sich endlich der Wirklichkeit nähert, steht eine Lüge. Einen Tag und eine Nacht ist er unterwegs. Beruflich. Glaubte seine Frau. Es soll jetzt keine Fragen mehr geben, die sie ihm stellen könnte, wenn sie von seinem Vorhaben wüsste. Nichts soll es mehr ins Wanken bringen. Fünfzehn Jahre hat er darauf hinstudiert, hinpromoviert, hingearbeitet, hingespant. Auf diese Operation. Fünfzehn Jahre hat das Wissen darum, dass er irgendwann diese OP wird machen lassen, sobald er das Geld dafür zusammen hat, die Dämonen in seinem Kopf besänftigt.

Marcel D., Mitte dreißig, ist nicht beruflich unterwegs. Nimmt einen Tag Urlaub. Fährt zu Dr. Betz, den sie in den Foren, die er besuchte, wie zum Beispiel makemetaller.org, King Betz nennen, Betzi oder den Besten, den es gibt auf der Welt. Es ist Ende November 2015. Kalt und grau. Vier Stunden Fahrt, A81, A8, A65. Als er ankommt, Diakonie Klinikum, achtgeschossig am Rande von Neunkirchen, schlichte Stadt im Osten des Saarlandes, fühlt er Erleichterung.

Er nimmt die Treppe, schlank und trainiert schon immer, bis hinauf in den fünften Stock, den Dr. Betz mietet. Auf der Tür aus Glas in weißer Schrift und Großbuchstaben: BETZ INSTITUTE. REACH NEW HEIGHTS. Dahin kommen sie aus aller Welt. Zu drei Vierteln Männer, die derselbe Wunsch eint: größer zu werden. Weil sie sich zu klein fühlen, um glücklich zu sein oder zumindest zufrieden. Zu klein, um erfolgreich zu sein oder für den Erfolg respektiert zu werden. Zu klein, um Beschützer zu sein. Weil sie die richtige Größe haben, um übersehen zu werden. Oder

alles zusammen. Die meisten Männer, die den Weg zu Dr. Betz suchen, sind zwischen 1,58 und 1,74 Metern groß.

Marcel D. misst 1,69 Meter, als er hier ankommt. Zum Erstgespräch mit Prof. Dr. Augustin Betz, einem Mann von 65 Jahren, der seit 1994 Menschen verlängert. Sehnige Arme, lichtetes, weißes Haar, blaue Augen, 1,79 Meter. Er begrüßt Marcel D. mit festem Händedruck. Mit der Linken klopft er ihm dazu leicht auf den Oberarm. Stets spricht Betz ruhig und mit dem weichen, singenden Dialekt des Saarlandes. Alles von ihm klingt wie gesprochenes Zunicken, wie ein Stoßdämpfer für harte Wahrheiten. Jene beispielsweise, dass man nach einer Verlängerung zunächst einmal große Schmerzen zu erwarten habe.

Schön, dass wir uns jetzt mal persönlich sehen. Ihre Frau weiß nicht, dass Sie hier sind? Kein Problem. Das kenne ich. Aber Sie sollten zumindest sie irgendwann einweihen. Am besten jeden einweihen, damit Sie nicht mit einer Lüge leben müssen. Aber das ist natürlich schwer, ich weiß. Drei Viertel meiner Patienten, leider, weihen ihr Umfeld nicht ein.

In Betz' Büro stehen neben dem Schreibtisch Podeste, sechs Zentimeter hoch, acht, zehn. Marcel D. solle sich jetzt bitte mal auf jenes stellen, das sein Ziel ist. Marcel D. stellt sich auf die acht Zentimeter. Wie fühlt es sich an? Gut. Sehr gut. Ein Gefühl, das Marcel D. nur von Fotos kennt. Für die er sich immer auf die Zehenspitzen stellte.

Das begann, als er zehn, elf Jahre alt war. Als ihm zum ersten Mal bewusst wurde, dass er nicht sonderlich groß geraten ist. In der Jugend nahm er äußerlich gelassen die Sprüche hin: Geht der Kurze auch mit? Ah, da kommt der Kurze. Na, Kleiner, alles klar bei dir? Nur dahingesagt von Freunden. Tief drinnen traf es ihn jedes Mal. Trotzdem hat er nie jemandem davon erzählt, wie es ihn quält. Nicht mal der Mutter, zu der er ein enges Verhältnis hat. Als er am Ende der Pubertät war, wurde ihm klar, dass er nicht mehr wachsen würde. Immer hatte er bis dahin gehofft, dass es noch diesen einen Schub geben würde, der ihn nach oben brächte. Er unterstützte seine Hoffnung mit Hormonen. Begann, in seine Schuhe Plateaueinlagen zu legen. Aber er blieb der Kleine. Kleiner als seine Schulkameraden. Kleiner als seine kleine Schwester. Trotzdem, sagt Marcel D., war ich kein schüchterner Junge, den man

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

ständig gehänselt und verprügelt hat. Hatte Freunde. Konnte mich immer behaupten. Mit Worten und auch mal mit Fäusten. Ich hatte keine Angst, weil ich klein war.

Auch Mädchen mochten ihn, schwarze Haare, dunkler Teint, dazu blaue Augen, sportlich und schlank. Die Mädchen hatten eigentlich selten ein Problem mit meiner Größe, sagt er. Aber ich mit ihrer. Ich hätte nie mit einer zusammen sein können, die größer gewesen wäre als ich. Seine Figur hat man ja in der eigenen Hand. Aber seine Größe kann man nicht beeinflussen. Man ist absolut machtlos. Das hat mich fertiggemacht. Betritt einer mit 1,80 oder 1,85 Metern den Raum, muss er nicht mehr viel machen als da zu sein. Und schon wirkt er. Jemand wie ich musste immer dieses und jenes tun und sagen, damit man auf ihn aufmerksam wurde. Mag sein, dass andere, die genauso klein sind wie ich, viel besser damit zurechtkommen. Sich irgendwann damit abfinden. Ich kann das nicht. Nach außen vielleicht. Im Inneren nicht.

Sie müssen sich auf eine schwere Zeit einstellen, sagt Professor Betz, wenn Sie sich dafür entscheiden. Das ist der härteste Eingriff, den es gibt in der plastischen Chirurgie. Aber ich habe das jetzt schon mehr als zweitausend Mal gemacht in den letzten zweiundzwanzig Jahren. Sie können sich darauf verlassen, dass wir hier unser Handwerk verstehen. Nur, bitte, tun Sie mir den Gefallen und hören Sie nicht auf bei fünf Zentimetern. Ziehen Sie es durch bis zu Ihrer Wunschgröße. Auch wenn Sie aufhören möchten. Sie werden es bereuen, diese Qual auf sich genommen zu haben und mittendrin dann aufzugeben. - Nein, nein, keine Sorge. Marcel D. lächelt. Ich zieh das durch. Das ist mein großer Lebenstraum. - Das ist gut. Sagt Betz und nickt. Wir hatten ja besprochen, dass Sie sich noch mit Patienten unterhalten können, die die OP schon hinter sich haben. Meine Assistentin würde sie Ihnen vorstellen, wenn das okay ist. Und wir sehen uns dann vielleicht bald wieder.

"Wer nicht wirklich Hilfe braucht, tut sich das nicht an."

Als Marcel D. aus dem Büro ist, sagt Betz: Mit meinem Skalpell kann ich psychische Probleme vielleicht manchmal besser lösen als ein Psychologe. Diese Patienten, erklärt er, litten ja sehr unter ihrer geringen Größe. Das Leben sei anstrengender, wenn man klein sei. Vor allem bei Männern. Und er, Betz, könne sie glücklicher machen mit ein paar Zentimetern mehr. Da nehme er gern in Kauf, dass

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

manche ihm vorwerfen, er greife in die Natur ein. Spiele sich mit seinem Skalpell auf als kleiner Gott. Lieber solle er doch Menschen helfen, sagen viele, denen es wirklich schlecht gehe, die wirklich Hilfe bräuchten. Betz, der aus der Unfallchirurgie stammt und nach dem Ende des Studiums zwei Jahrzehnte lang Beine zusammenflickte, statt sie auseinanderzuziehen, sagt, das sei Schwachsinn. Wer nicht wirklich Hilfe braucht, sagt er, der kommt nicht zu mir und tut sich das an.

Ist Körpergröße bei Männern wichtiger als bei Frauen? Eindeutig ja, sagt Betz. Habe ein kleiner Mann ein großes Auto, heiße es: Der hat es wohl nötig. Sei ein kleiner Mann besonders durchsetzungsstark, heiße es: Der hat den Napoleon-Komplex, ein übersteigertes Geltungsbedürfnis. Sarkozy als berühmtes Beispiel, Berlusconi oder Gerhard Schröder. Bedeutendes sei immer schon mit groß umschrieben worden. Ein großer Mann der Geschichte. Er hat Großes geleistet. Etwas ist großartig. Das war das Größte in meinem Leben. Frage man eine Frau nach den Kriterien für ihren Traummann, werde man wohl niemals hören: Auf jeden Fall muss er klein sein.

Tatsächlich geben Partneragenturen an, Männer unter 1,80 Metern seien schwer vermittelbar, unter 1,75 noch schwerer. Kleinere Männer neigten zudem zu stärkerer Eifersucht, weil sie von Natur aus weniger Vertrauen in die eigenen Vorzüge hätten. Jeder Zentimeter über der Durchschnittsgröße erwirkt Studien zufolge 0,74 Prozent mehr Gehalt. Eine andere wissenschaftliche Statistik ergab, dass größere Männer überdurchschnittlich häufig in leitenden Funktionen zu finden sind. Weil man sie unbewusst öfter als kleine Männer für selbstsicher, führungs- und durchsetzungsstark hält. Weil man zu ihnen aufschaut, buchstäblich. Hat jemand gleiche Qualitäten, die gleiche Ausbildung, fällt die Entscheidung fast immer auf den Bewerber mit 1,86 Metern statt auf den mit 1,68. Zwischen den Jahren 1900 und der Präsidentschaft von Barack Obama wurden siebzig Prozent der US-Wahlkämpfe vom größeren der beiden finalen Kandidaten gewonnen.

Wann ist man klein als Mann? Ein guter Anhaltspunkt, sagt Betz, sei immer die Durchschnittsgröße eines Landes. In Deutschland aktuell 1,80 Meter, in den USA 1,78, in Island 1,82 und in den Niederlanden, dem größten Volk der Welt, 1,83 Meter. In Mitteleuropa und Nordamerika also ist man heutzutage als Mann schon mit 1,70

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Metern klein. Je nach Land auch noch mit 1,75 Metern. Dort auch, sagt Betz, bei 1,75 Metern, verlaufe eine Art imaginäre Grenze, die man überschreiten sollte, um nicht mehr als klein zu gelten.

Marcel D. wäre am Ende bei 1,77 Metern. Auf der Heimfahrt spürt er die künftige Größe vor. Sich endlich auch mal im Stehen wohlfühlen. Die Entscheidung ist gefallen. Kein Gedanke an Schmerz. Nur Vorfreude auf die Vollendung seines Traums. Für 35 000 Euro pro Bein. Den lange zusammengesparten Preis für das Ticket ins Glück.

Es ist der 16. Januar 2016. Tag der OP. Um elf Uhr geht es los. Marcel D. wird in den OP-Saal geschoben. Nach wenigen Minuten dämmert er in die Vollnarkose. Am Vortag reiste er an, zusammen mit seiner Frau und dem Sohn, drei Jahre alt. Zwei Wochen nach seinem Gespräch mit Prof. Betz erzählte er ihr, dass er vor Kurzem nicht beruflich unterwegs gewesen war. Mach das nicht, Schatz, sagte sie. Du bist doch verrückt. Was soll das? Ich fand dich immer in Ordnung, wie du bist. Wieso hast du mir nie davon erzählt? - Ich wollte dich nicht damit belasten, Schatz. Mit meinen Problemen und den Dämonen in meinem Kopf wegen meiner Größe. Wenn ich morgens zufrieden und gut gelaunt aus dem Haus gehe und dann da draußen wieder unter Menschen komme. Wo so viele größer sind als ich. Die jungen Mädels, die Jungs sowieso. Und die meisten Männer auch. Dann steigt da immer wieder dieses beschissene Gefühl in mir hoch. Dass ich machen kann, was ich will, noch so viel Geld verdienen, so viel Sport machen, so viel Glück haben mit dir und Samuel, und doch immer nur der Kleine bleibe. Das wollte ich nicht mehr. Warum hätte ich dir davon erzählen sollen? Unser Leben war ja gut. Und ist gut. Aber wenn du größer gewesen wärst als ich, wären wir nie zusammengekommen. - Warum versuchst du nicht erst mal, zum Psychiater zu gehen? Wer weiß denn schon, ob du danach je wieder richtig laufen kannst? Ich kenne mich damit ja nicht so aus. Und 70 000 Euro? Wir leben hier auf fünfzig Quadratmetern zur Miete. - Ich weiß, Schatz. Ich weiß. Aber es geht nicht anders. - Dann mach es eben. Es wird schon alles gut gehen.

Betz, weißer Mundschutz, OP-Kittel, Handschuhe, schneidet ein kleines Loch in den hinteren Teil der linken Hüfte, dort, wo der Oberschenkelknochen abschließt, der längste Knochen des menschlichen Körpers. Geht dann mit einer winzigen

Speziialsäge durch den Hohlraum im Inneren des Knochens hinunter bis zu jener Stelle, an der er ihn durchtrennen will. Auf einem Drittel der Strecke zwischen Hüfte und Knie. Beginnt behutsam den Knochen zu zersägen, von innen nach außen. Versucht dabei, möglichst wenig Gefäßstruktur zu zerstören. Dann kommt der Nagel, Teleskopnagel genannt. Der Schlüssel zum Wachstum. Aus hochlegiertem Chirurgenstahl. Nicht aus Titan. Weil das als chemisches Element mit dem Knochen verwüchse. Was zu enormen Schwierigkeiten führen würde beim Herausnehmen des Nagels eineinhalb Jahre nach der OP. Mit zwei Querschrauben befestigt Betz den Nagel am oberen Ende des Knochens, legt ihn über die durchtrennte Stelle, befestigt ihn eine Handbreit darunter mit einer weiteren Querschraube. Konstruiert wie eine Auto-Antenne, die sich ausfährt und die Lücke zwischen dem zersägten Knochen um einen Millimeter pro Tag in Richtung des Knies vergrößert. Deswegen trägt während der Verlängerung und auch danach allein der Nagel den Oberkörper des Patienten. Denn erst mit dem Ende der Verlängerung beginnt der Knochen, die Lücke zu überbrücken. Dazu braucht er etwa siebzig Tage je Zentimeter. Bei acht Zentimetern Verlängerung gut eineinhalb Jahre.

Als der Nagel am linken Bein verankert ist, wiederholt Betz das ganze Prozedere am rechten. Nach mehr als drei Stunden ist er fertig.

"So schlimm habe ich es mir nicht vorgestellt."

Zimmer 519 ist abgedunkelt. Eine Woche ist vergangen seit der Operation. Marcel D. sitzt auf dem Rand seines Bettes. Müde. Neben ihm liegt ein Patient aus Saudi-Arabien, der fünf Tage vor ihm operiert wurde und immerzu wimmert. Marcel D. spricht leise. Ich habe insgesamt fünf Stunden geschlafen in den letzten fünf Nächten. Drei Tage nach der OP hat mich Dr. Betz das erste Mal geklickt. Es war die Hölle. Einen Tag später habe ich dann das erste Mal selbst geklickt.

Reden sie von Klicken, sprechen sie von jenem mechanischen Vorgang, der die Verlängerung auslöst. Fünfzehn Mal Klicken je Tag und Bein ergibt einen Millimeter Wachstum. Jetzt ist das nächste Mal fällig. Marcel D. legt zittrig die Hand an sein gebeugtes Knie, atmet tief ein, presst den Mund zusammen und schließt die Augen. Dann drückt er den Oberschenkel einmal fest nach außen, als müsste er die Innenseite dehnen. Ein leises Klicken im Bein. Dazu lautes Stöhnen. Das Schlimmste aber ist der

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Rückweg, der das Klicken erst abschließt. Davor braucht er eine Minute der Überwindung. Dann drückt er den Schenkel in die entgegengesetzte Richtung nach innen, bis es, viel lauter diesmal, klickt. Noch lauter ist der Schrei, der ihm dabei entfährt.

Dieser Vorgang, sagt Augustin Betz einen langen Gang entfernt von Zimmer 519 in seinem Büro, sei jedes Mal wie ein kleiner Bruch, den man manuell hervorruft. Weil der Nagel dabei Mal für Mal den Oberschenkelknochen ein Stück auseinanderziehe. Das sei definitiv nicht schön. Aber nun mal leider ein notwendiges Übel. Und er sehe es nicht gern, wenn jemand sich nicht sehr schnell darauf einlässt, es selbst zu tun. Dieser arabische Patient, der mit Marcel D. im Zimmer liegt, sei leider nicht sehr diszipliniert. Den, sagt Betz, muss immer noch ich klicken.

Marcel D., an den Beinen Thrombosestrümpfe, Augenringe, Tilidin gegen die Schmerzen, schwach wirkendes Opiat der Stufe 2, stützt sich nun auf seine Krücken, Bewegung sei das Entscheidende, er schleift über den Gang, fünf Meter hoch und fünf hinunter. Seine Frau ist vorgestern wieder nach Hause, der Sohn muss in den Kindergarten. Was soll ich sagen? So schlimm habe ich es mir nicht vorgestellt. Es ist wie ein dunkles Loch, in dem ich sitze. Heute Morgen, kurz nach dem Aufstehen - wenn es am schlimmsten ist, wenn die Schenkel schmerzen und steif sind wie Holzklötze -, habe ich mich gefragt: In was für eine Scheiße hast du dich da hineinmanövriert? Noch 7,7 Zentimeter. Noch dreißig Mal Klicken an jedem von 77 Tagen. 2310 schmerzhaft Schritte bis zur Wunschgröße. Zwei Wochen nach der OP verlässt Marcel D. die Klinik. Betz kommt zur Verabschiedung in sein Zimmer. Klopf ihm mit Worten auf die Schulter. Geht doch schon alles ganz gut. Wär doch gelacht, wenn Sie das nicht packen. Nur nicht aufhören zwischendrin. Wir haben ja drüber gesprochen. Halten Sie mich bitte auf dem Laufenden. Marcel D. sitzt auf dem Bettrand, links neben sich seine Tasche, rechts die Krücken. Ja, ja, der Dr. Betz, sagt er später. Keine Frage, er ist der Beste, wenn es um die Beinverlängerung geht. Ein begnadeter Arzt. Marcel D. blickt hinüber zu dem arabischen Patienten. Nur manchmal rede er ein bisschen leicht über die Verlängerung. Er war halt noch nie in unserer Situation. Andererseits kann man ihm eine gewisse Routine nach all den Jahren und Tausenden Patienten nicht verdenken.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Seine Frau holt ihn ab. Bis jetzt ist er im Urlaub auf den Kanaren für seinen Arbeitgeber und seine Eltern, die Geschwister, Freunde. Am Ende des Urlaubs wird er bei einem schweren Verkehrsunfall einen doppelten Bruch an jedem Bein erleiden. Seine Mutter weint am Telefon, als er sie anruft und darüber informiert. Und sagt dann noch: Oh mein Junge, dass immer du so ein Pech haben musst. Aber es wird wieder werden? - Ja, Mama. Das wird wieder. - Ich habe eine tolle Rehaklinik, wo auch dein Vater schon war. Da könntest du hin. - Nein, nein, Mama, danke, ich habe schon was.

Sein langjähriger Hausarzt lässt sich erweichen und spielt mit. Stellt ihm ein Attest aus über die gebrochenen Beine. Hätte das nicht funktioniert, sagt Marcel D., hätte ich irgendwie versucht, zur Arbeit zu gehen.

Außer seinem Hausarzt, seinen Physiotherapeuten und seiner Frau soll niemand von der Verlängerung erfahren. Jetzt nicht und später nicht. Niemals. Das ist mein Traum, sagt er. Das geht niemanden etwas an. Ich bin ja auch nicht damit hausieren gegangen, wie sehr ich unter meiner Größe gelitten habe.

Als sein Traum von der Verlängerung begann, vor fünfzehn Jahren, wusste er nicht, wie er ihn je finanzieren sollte. Er machte ein gutes Abitur, begann zu studieren, Physik, schloss ab mit guten Noten. Promovierte, magna cum laude. Mit 28 bewarb er sich bei Schweizer Firmen. Der besseren Gehälter wegen. Bekam viele Absagen, ehe es klappte. Arbeitete sechzig Stunden die Woche. Legte auf einem geheimen Konto Euro für Euro zur Seite, den Plan für die Verlängerung immer im Hinterkopf.

Mitte März 2016. Besuch bei Marcel D. in der kleinen Wohnung eines Mehrfamilienhauses am Rand einer süddeutschen Kleinstadt. Es geht aufwärts. Marcel D. misst bereits 1,74 Meter. Noch drei Zentimeter. Er sitzt auf der Couch. Ich hoffe, es ist in Ordnung, wenn ich meine Beine hochlege. Er legt beide Hände, die Finger ineinander verschränkt, unter jeden Oberschenkel. Wie von selbst gewachsen ist er nicht in den vergangenen zwei Monaten. Die Schmerzen des Klickens blieben. Auch wenn er sie abgefedert hat. Mit Oxycodon, einem stark wirkenden Opiat der Stufe 3. Dessen Verschreibung ihm Betz beim ersten Nachuntersuchungstermin verweigerte. Weil es schnell zu Abhängigkeit führen könne und eine schier unendliche Nebenwirkungsliste habe. Über seine Kontakte in den Foren kam Marcel D. dennoch dran. Die Tage der vergangenen Wochen waren immer gleich getaktet. Maximal

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

eineinhalb Stunden Schlaf am Stück in der Nacht. Weil die Spannung in den Beinen am stärksten ist, wenn man liegt. Dann aufstehen, laufen auf Krücken. Sitzen auf dem Ergometer. Bewegung gegen die Steifheit, die den Körper beim Liegen befällt. Wieder eineinhalb Stunden Schlaf. Um neun Uhr aufstehen. Oder um zehn. Erschöpft. Klicken. Noch erschöpfter. Physiotherapie. Dazwischen Momente kleinen Glücks. Lächelndes Kopfschütteln vor dem Spiegel oder neben dem Maßband. Trotzdem, sagt er, denke ich jeden Tag an das Ende des Klickens. Die Vollendung des Wachstums. Das ist vielleicht so, als würde jemand im Gefängnis die Tage runterzählen bis zu seiner Entlassung. Nur mit dem Unterschied, dass ein Entlassener sich nicht sicher sein kann, ob er rückfällig wird. Ich dagegen weiß, dass ich für immer draußen bleibe. Denn die Schmerzen vergehen. Aber größer bleibe ich ein Leben lang.

Niemand bemerkt etwas an ihm

Und dann ist er da. Der Tag des neuen Lebens, 16. April 2016. So viele Pläne hatte er dafür. Neue Hosen kaufen. Am liebsten den ganzen Tag unter Menschen. Schreien vor Glück. So kommt es aber nicht. Wie oft im Leben ist Vorfreude die schönste. Weil die Entfaltung der Freude mehr Zeit braucht als den Augenblick der Gegenwart. Und es war ja nicht so, sagt Marcel D., dass eine Fee kam, bei der ich mir acht Zentimeter wünschen durfte, und am nächsten Morgen wache ich mit der neuen Größe auf. Ich bin da ja reingewachsen über all die Wochen und Monate. Eltern merken auch nicht, wie ihre Kinder größer werden, weil sie sie jeden Tag sehen.

Nur eines macht er am ersten Tag: Er beantragt einen neuen Personalausweis. Mit der neuen Größe darin. Die Mitarbeiterin auf dem Amt schaut ihn fragend an: Man könne sich nicht einfach größer machen. Er erzählt ihr, warum es bei ihm gegangen ist. Sie sagt: "Hm", schüttelt den Kopf und lächelt schief. Dann trägt sie die neuen Zahlen ein. Gegen Abend schließt er sich für einen Moment auf der Toilette ein. Und weint. Es ist tatsächlich vollbracht. In der ersten Nacht schläft er sechs Stunden am Stück. Am nächsten Morgen fährt er zur Arbeit. Noch immer geht er an Krücken.

Niemand bemerkt etwas an ihm. Einige sagen: Schön, dass du wieder da bist. All die Erklärungen, die er sich in den vergangenen Wochen zurechtgelegt hatte, waren überflüssig. Die Furcht, dass man ihm nicht glauben würde. Dass man sich über ihn lustig machen würde, wenn es rauskäme. Eine Last fällt von ihm ab. Gleichzeitig

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

steigt Enttäuschung auf. Dass es nicht wenigstens die gemerkt haben, die nur wenig größer waren als er und die er nun überholt hat oder zumindest eingeholt. Vielleicht liegt es auch daran, dass nur wenige wissen von der Möglichkeit der Verlängerung. Und was nicht sein kann, gibt es nicht. Selbst seine Mutter, sein Vater, seine Schwester: Niemand merkt etwas. Ich konnte das selbst nicht glauben, sagt Marcel D. Einmal nur fragt ihn eine Freundin, die ihm beim Spaziergang ein Blatt aus dem Haar wischen will: Bist du irgendwie größer geworden? Er lacht laut auf, fast erleichtert darüber, dass es doch noch jemand bemerkt hat: Ja, ja, schön wär's.

November 2016. In einer Pizzeria in einem Industriegebiet vor der Stadt. Marcel D. hat keine Krücken mehr. Sein Gang ist noch ein wenig steif. Ansonsten erinnert nichts daran, dass er mal acht Zentimeter kleiner war. Ein neues Leben? Glücklicher als zuvor? Ach, was heißt glücklich. Ich war davor auch nicht nur unglücklich. Aber ich habe es gemacht. Das war wichtig. Das hat mich versöhnt mit mir und meiner Größe. Wäre meine Frau damals strikt dagegen gewesen, hätte ich mich getrennt von ihr und meinem Sohn.

In den Monaten der Verlängerung sagte sie nicht mehr viel dazu. Wurde nicht euphorisch bei seinen Glücksmomenten. Sagte ihm, er solle nicht jammern, wenn er litt. Er habe es so gewollt. Sagte ihm, als das Wachstum zu Ende war: Ich liebe dich, wie du bist. Ob mit 1,69 oder 1,77 oder 1,95. Ist mir scheißegal. Er sagte ihr dann: Wer sich nicht selbst lieben kann, der kann auch keinen anderen richtig lieben. Und ich mochte mich oft nicht mit meinen 1,69 Metern. Von lieben ganz zu schweigen. Jetzt mag ich mich. Sie sagte: Na ja, dann ist es vielleicht gut für uns alle, dass du es gemacht hast. Und sagte dann noch: Obwohl du mich dazu zwingst, dass ich deine Lüge mittrage. Auch gegenüber unserem Sohn.

Ob die Menschen ihn jetzt anders wahrnehmen? Kann ich nicht beurteilen, sagt Marcel D. Ich glaube es aber nicht. Diejenigen, die mich zuvor nicht kannten, wissen ja nicht, dass ich größer geworden bin. Ich fühle mich auch nicht direkt körperlich größer. Manchmal merke ich es, wenn ich im Bad bin oder in der Küche oder etwas vom Boden aufhebe. Dass sich meine Statik ein wenig verändert hat. Und ich mag jetzt meine Beine sehr. Weil ich meine Oberschenkel sowieso immer zu kurz fand von den Proportionen her. Was eigentlich fast ein Glück war. Weil dadurch die

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Verlängerung in meinem Fall ausgewogener aussieht. Bei manchen sehen die Beine ja danach schon ziemlich gestreckt aus. Bei mir passt das jetzt. Ich habe ein halbes Dutzend neuer Hosen gekauft. Das war großartig. Ansonsten ist die neue Größe vor allem in meinem Kopf. Man kann es sich vielleicht so vorstellen: Ich war immer mit dem Kopf unter Wasser. Hatte immer Probleme mit dem Atmen. Und jetzt schaue ich endlich aus dem Wasser. Und kann wunderbar atmen. Das macht mein Leben nicht mehr so anstrengend. Vielleicht ist das der große Unterschied zu davor.

Würde er es wieder machen? Ja. Auf jeden Fall. Ein Mann mit 1,80 Metern lacht da wahrscheinlich nur drüber. Aber für jeden von uns, und ich habe mit vielen gesprochen, die es auch gemacht haben, ist es das Größte. Die Schmerzen habe ich längst vergessen. Er macht eine Pause und lächelt. Nur fühle ich mich ein bisschen leer jetzt. Es gibt kein großes Projekt mehr. Wobei. Einen letzten Höhepunkt wird es noch geben. Ende des Jahres wird der Nagel operativ entfernt, wenn auch der letzte Millimeter Knochen hinterhergewachsen ist. Darauf freue ich mich sehr. Das wird mein endgültiger Abschied von den verdammten 1,69 Metern.

Dann sagt er noch: Ich hoffe sehr, dass mein Sohn nicht irgendwann so klein bleibt wie ich. Klein zu sein ist nicht schön. Das möchte ich ihm ersparen.

Ein graues Leben

Vor dreißig Jahren kam die Elefantenkuh Bibi aus Simbabwe in den Ost-Berliner Zoo. Ihr Schicksal ist einzigartig – und erzählt doch viel über die Fehler bei der Haltung dieser besonderen Tiere

Von Patrick Bauer, SZ Magazin, 10.03.2017

Simbabwe, 1986

Das Baby kämpfte gegen den Tod der Mutter. Es stieß seinen Kopf gegen den großen, leblosen Körper, immer heftiger, immer blinder. Es rüsselte nach ihrem Mund. Es stellte sich mit seinen Vorderläufen auf ihren Bauch. Schließlich versuchte es, unter ihre lehmverkrusteten Beine zu kriechen. Das Baby, ein Jahr alt, war nicht von seiner Mutter zu trennen. Die Mutter lag in einer Pfütze aus Blut, die durch das Savannengras sickerte. Das Baby schrie. Ein Schreien, das Buck de Vries nie vergessen sollte. Wie ein heiserer Vogel. Buck de Vries, hier im Gwayi Valley nur Sikwatula genannt, der mit den Fäusten spricht, zog dem Elefantenkalb einen Strick um den Fuß und träufelte ihm M99 ins Ohr, das Betäubungsmittel Etorphin. Er stülpte den Plastiksack über das Tier und hievte diesen auf einen der Trucks, mit denen sie die Herde umstellt hatten.

Ende der Sechzigerjahre hatte Buck de Vries, Südafrikaner, ein Abenteuer von einem Mann, nie ohne Hut und Gewehr, nahe der Stadt Bulawayo, am Rande des Hwange-Nationalparks, eine Safari-Lodge eröffnet. 15 000 Hektar Land, Büffel, Antilopen, Löwen, Giraffen, Zebras und sein Stolz, seine Liebe, *Loxodonta africana*: Elefanten. Die Könige der Steppe, schlau, stark, stur, wie er. Die Einheimischen bezahlte de Vries gut, sie pflegten dafür seinen Boden und sein Wild. Die Touristen ließ er Fotos schießen und die besonders zahlungswilligen auch Tiere.

Im nahen Hwange-Nationalpark dagegen, groß wie Schleswig-Holstein, in den Ausläufern der Kalahariwüste, war das Gleichgewicht bedroht, seit der Mensch

begonnen hatte, das Gebiet und seine Bewohner zu schützen. Zuvor waren die Elefanten in der Trockenzeit, wenn die Wasserstellen versiegt waren, weitergezogen. Der Aufseher des Nationalparks, der Brite Ted Davison, wollte 1930 aber den Besuchern ganzjährig etwas Besonderes bieten, also ließ er Brunnen graben und die karge Fläche bewässern, und die Elefanten blieben. Es wurden zu viele. 1960 zählten die Behörden des damaligen Rhodesien im Park, in dem für etwa 14 000 Elefanten Platz ist, deutlich mehr Tiere. Sie trampelten und fraßen alles weg. Seit 1966 wurden sogenannte Culling-Jagden durchgeführt. Ganze Herden wurden systematisch ausgerottet. Ein Hubschrauber trieb die Tiere zusammen. Die Leitkuh wurde aus der Luft mit einem Kopfschuss getötet, flatsch, direkt ins Gehirn. Die anderen Elefanten scharten sich dann in Panik um ihre Anführerin, das Navigationssystem, das Wissen einer Herde. Der Scharfschütze, der neben dem Piloten saß, nahm sich ein Tier nach dem anderen vor, fünfzig, sechzig, siebzig, manchmal hundert, flatsch, flatsch, flatsch. Am Boden kreisten Jäger das Chaos ein, Tausende Kilo nebeneinander, übereinander, ein grauer, zuckender Haufen. Noch lebende Tiere wurden aus der Nähe exekutiert.

Die wichtigste Regel beim Culling: Kein Elefant darf entkommen. Elefanten sind hochsozial. Trauernde, umherirrende, womöglich aggressive Tiere im Nationalpark wären ein unkalkulierbares Risiko gewesen. Elefanten sind außerdem hochkommunikativ. Sie verständigen sich nicht nur durch Trompeten, sondern vor allem durch Brummgeräusche im Infraschallbereich – für Menschen nicht wahrnehmbar –, die bis zu zehn Kilometer weit reichen. Überlebende, so die Befürchtung, würden andere Herden warnen, für Unruhe sorgen, die Artgenossen künftig vor Hubschraubern gemeinschaftlich davonrennen lassen. Flüchtende Tiere sollten verfolgt werden, notfalls tagelang, notfalls zu Fuß. 40 000 Elefanten starben bis 1987 in Simbabwe durch Culling. Zudem kamen Hunderte Jäger ums Leben, zertrampelt, durchbohrt, von Querschlägern erwischt, ehe die Praxis eingestellt wurde, weil das Land nach der Unabhängigkeit wenig Geld und viele andere Probleme hatte. De Vries beteiligte sich bis zuletzt am Culling. Die Behörden brauchten ihn und seine Männer. Und de Vries brauchte Geld für sein Paradies. Er ließ sich vertraglich zusichern, dass er Jungtiere, die nicht von den Müttern zerquetscht wurden, fangen und verkaufen durfte, Europa, Asien, USA. Sie sprangen vom Truck, Gewehr in der Hand, Gift und Plastiksack am Gürtel, und stürmten, wenn die Großen gefallen waren,

in die Wolke aus Staub und Tod, um die Kleinen zu holen. Die Geier kreisten. Die Babys schrien.

Aber keines wie dieses. Ein Weibchen, so zierlich. Hinten auf der Ladefläche gab de Vries ihm das Gegenmittel in das spitze, fleischige Maul, Naloxon. Es wachte auf. Und schrie weiter. Er glaubte, er schenke ihm das Leben.

Gronau, 1987

Der Auftrag kam aus dem Ministerium für Außenhandel der DDR, Unter den Linden 50. Drei afrikanische Elefanten für den Tierpark Berlin. Es war ein Wettüsten mit dem Zoologischen Garten auf der anderen Seite der Mauer. Bode hatte gehofft, dass die sich melden würden, im Westen gab 's neue Dickhäuter. Die Ossis brauchten Bode. Die kannten niemanden. Bode kannte alle. Hatte seine Leute bei den Frachtfluglinien, auf den Tierbörsen, in jedem Winkel Afrikas. Wenn irgendwer irgendwo irgendwas Wildes loswerden wollte, hörte im tiefen Nordrhein-Westfalen Bode davon. Seine Stallungen am Stadtrand hießen »Gronauer Tier- und Vogelpark«, aber das klang populärer, als es war, da standen auch regelmäßig Giraffen. Später, in den Neunzigern, als die Tierschützer ihn nervten und die Justiz, hieß der Tierhändler Werner Bode, mit dem so viele deutsche Zoos Handel trieben, in der Presse »der dubiose Tierhändler Werner Bode«. Aber vor der Wende konnte er in Ruhe arbeiten. Er rief de Vries an. Wer de Vries nicht kannte, war kein Tierhändler, de Vries saß an der Elefanten-Quelle. Buck, ich brauche drei. Ich hätte vier. Drei. Ich verkaufe die nur zusammen. Also wieder im Ministerium angerufen. Ich hätte jetzt vier. Wir können nur drei bezahlen.

Das vierte Tier ließ sich Bode mit einigen Greifvögeln und Antilopen aus dem Tierpark entgelten. Die drei anderen Elefanten kosteten 10 000 D-Mark das Stück. An de Vries überwies Bode je 4000. Mit seinem Laster holte er die Tiere vom Flughafen Frankfurt, ein Bulle und drei Kühe, ganz platt. Es dauerte Wochen, bis alle Papiere da waren und die Elefanten rübermachen konnten. Was die wegfressen am Tag, glaubt man gar nicht. Was sollte Bode den ganzen Tag tun mit denen in Gronau? Manchmal waren die richtig ausgelassen, dann stritten sie sich wieder, rammten sich, wie von Sinnen.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Die Süße, deren Stoßzahnstummel so schön symmetrisch waren, stand meistens allein in ihrer Box und malte, egal, was Bode unternahm, mit Kopf und Rüssel eine Acht nach der anderen in die Luft.

Ost-Berlin, 1989

Der Bulle bekam den Namen Tembo, Suaheli für Elefant. Eine der drei neuen Kühe wurde Umtali genannt, wie die Stadt in Simbabwe. Die zweite Sabah. Einzig ihr Name klang nicht nach weiter Welt, sondern nach Berlin-Lichtenberg. Bibi. War wohl dem Direktor eingefallen. Klingt vertraut, niedlich. War sie beides nicht, fanden die Pfleger, eher bockig, rätselhaft.

Bibi war der kleinste der vier neuen Elefanten, der gierigste, ungeduldigste. Sobald es nichts zu fressen oder kein Training gab, begann sie mit dem Weben. Diese Stereotypie tritt nur bei Elefanten in Gefangenschaft auf, der immergleiche Bewegungsablauf, bis zu dreißig Mal in der Minute: ein Schritt vor, einer zurück, der Körper schaukelt, Kopf und Rüssel werden geschwenkt. Mensch, Bibi, hör doch auf, riefen die Pfleger mit den Elefantenhaken in der Hand.

Der Bau des neuen Dickhäuterhauses hatte bereits begonnen. Ein Denkmal, das sich der Tierparkdirektor Heinrich Dathe, der Grzimek der DDR, setzen wollte. Die Elefanten lebten bis dahin in einem kleinen Stall, stets die Kette am Fuß. Dashi, eine 1969 aus Simbabwe importierte Kuh, war vor der Ankunft von Tembo, Umtali, Sabah und Bibi der einzige afrikanische Elefant im Zoo gewesen.

Als Mario Hammerschmidt als kleiner Junge mit seinen Eltern endlich die Elefanten in ihrem neuen Zuhause besuchte, über das so viel in der Zeitung gestanden hatte, war er enttäuscht. Die Elefanten standen in engen Käfigen. Die Menschen verloren sich im braun gefliesten Weit des Hauses. 2800 Quadratmeter misst der Besucherraum. 750 Quadratmeter alle Elefantenboxen zusammen. Draußen ist viel Platz, aber draußen ist es die meiste Zeit zu kalt für Elefanten, in Berlin-Lichtenberg. Das Elefantenhaus gehörte den Menschen, nicht den Tieren.

Ein schwächlicher Elefant fiel Mario Hammerschmidt sofort auf. Er stand eng bei der mächtigen Leitkuh. Und bewegte sich so komisch. Dass Dashi einen der neuen Elefanten betreuen würde, hatte das Zooper sonal erwartet. Die beiden anderen

Jungtiere würden ebenso eine Beziehung zueinander aufbauen. Elefanten brauchen Sozialpartner.

Aber dass Dashi ausgerechnet Bibi adoptierte?

Berlin, 1998

Als Mario Hammerschmidt als junger Mann an einem seiner ersten Tage als Lehrling im Wassergraben des Dickhäuterhauses stand, mit einem Eimer trocken Brot in der Hand, stieß Bibi ihn ins Wasser und fraß das Brot. Nicht schlimm. Musste man abkönnen, war nicht für jeden. Sie hielten die Elefanten im direkten Kontakt, wie überall. Sie lebten mit den Tieren, Haut an Haut: Füttern, Waschen, Fußpflege, Trainieren, down, sit, up. Der Pfleger war das Leittier, ganz oben in der Rangordnung. Sie fühlten sich wie Elefanten. Sie balgten und schmusten mit denen. Was für den Elefanten ein Stupser ist, kann für den Menschen tödlich sein. Deswegen mussten sie den Tieren klarmachen, wer der Chef ist. Schläge gehörten genauso dazu wie der Elefantenhaken, Pieksen sagten sie. Nachts, wenn die Elefantenmenschen Feierabend hatten, kamen die Elefanten an die Kette, weil sie sich ohne Aufsicht gegenseitig fertiggemacht hätten. Bibi hasste die Kette, sie schaukelte dann noch mehr.

Bibi war anders. Sie wollte ihr Essen. Ihre Ruhe. Aber keinen Menschen, der ihr das Ohr krault. Sie wollte sich nicht unterordnen. Bibi testete jeden neuen Pfleger. Sie hatte sich bei Dashi eingeschleimt. Aber Dashi war nun, als Hammerschmidt im Tierpark anfang, nicht mehr oberste Elefantin. Nach dem Krankheitsstod von Umtali hatten Dashi und Bibi Sabah attackiert – drei nicht miteinander verwandte Elefanten, das geht nie gut. Also kamen nach und nach drei neue Kühe, Mafuta, Pori und Lilak, die Älteste der drei. Lilak hatte Dashi sofort in die Seite gestoßen, und Dashi, keine ebenbürtigen Tiere, keine Machtkämpfe gewohnt, hatte die Hinterläufe eingeknickt. Eine Demutsgeste. Bibis Strategie war gescheitert. Sie war nicht mehr die Nummer zwei. Sie musste sich bei der Fütterung hinten anstellen. Das frustrierte Bibi. Sie griff Mafuta an, die Neue, ihr Alter. Aber Mafuta war körperlich überlegen.

Eigentlich war Bibi nur beim Baden entspannt. Sie liebte das Becken. Und draußen, auf der Freifläche, rannte Bibi Vögeln nach, richtig albern, wie ein Baby.

Aber dann blieb sie schlagartig stehen, als wäre ihr etwas eingefallen, und sie begann wieder, ihr Haupt zu schwenken, links und rechts, hoch und runter.

Berlin, 1999

Am Morgen des 15. Januar hörten die Pfleger einen lauten Platscher aus Bibis Box. Sie hatten noch nicht mit der Geburt gerechnet. Bibi war allein, angekettet. Ein Pfleger zerrte das Neugeborene heraus und befreite es aus der Embryonalhülle. Ein Weibchen. Matibi. Das erste Elefantenkalb im Tierpark. Das erste in Berlin seit fast sechzig Jahren. Bibi war immer gut mit dem Bullen Tembo ausgekommen.

Matibi wurde gewogen, Bibi bekam eine Beruhigungsspritze, dann trank die Kleine von ihr. Das Hormon Oxytocin schoss Bibi durch den Körper, die Mutterinstinkte waren aktiviert. Bibi war eine gute Mutter. Bibi, Matibi und Dashi wurden eine Sozialeinheit innerhalb der Herde, Mutter, Tochter, Matriarchin. Bibi wirkte immer noch oft unbeteiligt, ihr Junges verbrachte viel Zeit mit der Leitkuh Lilak. Zum Trinken und Schlafen kam es zur Mutter. In der Box stand Bibi dann schaukelnd an der Kette, das Kalb frei zwischen ihren Beinen.

Berlin, 2006

Das Elefantenhaus, einst eines der größten der Welt, war zu klein geworden. Matibi musste weg, sie kam nach Osnabrück. Einige Stunden stand der Container, in dem sie transportiert wurde und an den man sie über Wochen gewöhnt hatte, im Hof neben dem Elefantenhaus. Bibi und Matibi unterhielten sich aufgeregt, das hörte Mario Hammerschmidt. Er wusste, was er darüber hinaus nicht hörte: den Infraschall, die ständige Verbindung zwischen allen und einzelnen Tieren, die Erinnerungen und Ahnungen, zu denen Elefanten fähig sind. Ihre Gefühle ähneln denen des Menschen, ebenso wie ihre Altersentwicklung, ihre Lebensdauer, ihr Sinn für Familie und Tod. Hammerschmidt hatte schon Elefanten in andere Zoos begleitet, er wusste, wie lange die aus der Herde gerissenen Tiere trauern. Im Tierpark sah er nach der Abfahrt der Tochter, wie schnell die Mutter weitermachte, als wäre nichts geschehen. Man darf, dachte er, der mit seinen Kollegen jeden Tag Elefant spielte, die Elefanten nicht vermenschlichen. Bibi ist ein Tier. Die Natur ist brutal. Aus den Augen, aus dem Sinn. Mario Hammerschmidt hielt sich an das, was er sah.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Berlin, 2007

Ihr zweites Kind gebar Bibi am 22. August auf der Außenanlage, so, wie es in freier Wildbahn geschieht: ohne Kette, im Schutz der Herde. Als das Neugeborene auf dem Boden lag, lief Bibi aufgeschreckt davon. Auch in Freiheit ist es nicht ungewöhnlich, dass Elefantenmütter wegen des Geburtsschmerzes aggressiv auf ihr Kind reagieren, immer wieder töten vor allem Erstgebärende in diesem Reflex ihr Neugeborenes. Die Aufgabe der anderen Elefanten ist es, die Mutter zurückzudrängen, sie zu beruhigen, bis sie vorsichtig mit ihren Stoßzähnen und Füßen das Baby aus der Hülle holt. Doch Lilak, die Leitkuh, hatte noch nie eine normale Geburt erlebt, sie war wie alle Elefanten außer sich. Sie konnte ihre natürliche Rolle nicht erfüllen. Gemeinsam mit Bibi startete sie Scheinangriffe auf das Neugeborene, das von den Pflegern schnell in den Graben gezogen wurde. Panya, die zweite Tochter, große Schlagzeilen.

Berlin, 2008

Ein Jahr später war Panya wieder in den Nachrichten. Ein Mitarbeiter der Tierschutzorganisation PETA hatte gefilmt, wie der kleine Elefant, schon früh regelmäßig von der Mutter getrennt, mit einem Pfleger das Hinlegen auf Kommando übte. Zur Belohnung gab es Brötchen. Panya wollte gleich noch eines, sie schubste den Pfleger beiseite. Da drosch der Mann mit dem Elefantenhaken auf sie ein. Der Tierparkdirektor Bernhard Blaszkiewitz, ohnehin umstritten wegen seiner raubeinigen Art, verteidigte den Mitarbeiter: Wenn die Elefanten in jungen Jahren nicht lernten zu gehorchen, seien sie später eine Gefahr für die Pfleger. Zwei Jahre zuvor war Mafuta in den Zoo nach Halle abgegeben worden, weil sie dem Chefpfleger drei Rippen gebrochen hatte. Bloß: Wenn das Schlagen dieser hochempfindlichen Tiere nur nötig ist, um die direkte Haltung zu ermöglichen, spricht das nicht gegen die direkte Haltung? Einige Zoos, etwa Halle, hatten längst auf den geschützten Kontakt umgestellt: Die Tiere leben als eigenständige Herde, die Menschen füttern und pflegen durchs Gitter, motivieren mehr als zu zwingen.

Kurz nach dem Vorfall mit Panya attackierte Bibi den Pfleger, der ihre Tochter geschlagen hatte. Er musste ins Krankenhaus. Im Dickhäuterhaus waren zu dieser Zeit zwei Herden in Aufruhr: die der Elefanten und die der Tierpfleger. Es war zu wenig

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Personal da, die jüngeren Kollegen warfen den älteren vor, Dienst nach Vorschrift zu tun. Die älteren warfen den jüngeren vor, nicht die Eier zu haben, gegen die Elefanten durchzugreifen. Mario Hammerschmidt beklagte sich nach Bibis Angriff bei Direktor Blaszkiewitz über die Situation. Noch am selben Abend, erinnern sich Zeugen, entschied dieser, dass auch Bibi und Panya nach Halle ziehen müssten. Tierschützer sprachen von einer Abschiebung. Außerdem wurde im Tierpark beschlossen, dass die Elefanten künftig nicht mehr im direkten Kontakt gehalten werden.

Mario Hammerschmidt war verzweifelt. Er brauchte ein Jahr, um zu akzeptieren, dass es vorbei war mit dem direkten Kontakt. Er konnte sich nicht vorstellen, diesen Beruf auszuüben, ohne die Tiere anzupacken, sich mit ihnen zu fetzen und zu freuen. Dann wurde er selbst Vater und Chef des Elefantenhauses. Er besuchte andere Zoos. Und verstand: Ein guter Tierpfleger ist nicht, wer von allen Tieren angekuschelt wird, sondern wer alle Tiere gesund hält und sie animiert, sich artgerecht zu verhalten.

Noch etwas verstand Hammerschmidt, vielleicht zu spät, da war sie von Dashi, ihrer wichtigsten Begleiterin, schon getrennt: Nicht Bibi war das Problem. Sondern das System.

Halle, 2009

Am meisten mochte Norman Hase an Bibi von Anfang an, dass sie sich nichts sagen ließ. Wie er. Wie alle Elefantenpfleger in Halle. In der DDR wurden nur Träumer Zoopfleger. Hase war noch nicht dabei, der Revierleiter Axel Boas erzählt gern von der Zeit. Die Ost-Zoopfleger verdienten wenig. Aber sie konnten sich im Zoo eine bessere Welt schaffen. Sie lebten hinter Gittern die Freiheit. Nun war die Welt draußen anders geworden, auch in Halle an der Saale, aber so richtig gut fand Norman Hase sie immer noch nicht. Also was tat er? Er machte die Welt im Elefantenhaus des Bergzoos Halle so gut wie möglich.

Bibi war eine aus der Freiheit, das war gleich klar. Sie machte bei allem mit, aber sie behielt ihren Stolz. Etwas klein gewachsen, dafür mit großer Ausstrahlung. Und in ihren Augen, fand Norman Hase, war so viel Weisheit. Was die wohl alles gesehen hatte. Bibi war kein sicherer Elefant, fahrig, unkonzentriert. Aber die Augen ruhten.

In Halle trafen Bibi und ihre Tochter Panya wieder auf Mafuta, Bibis einstige Erzfeindin, und auf Tana, die als junge Kuh ebenfalls aus dem Tierpark Berlin nach Halle gebracht worden war. Mit Mafuta verstand sich Bibi nach wie vor nicht, aber sie akzeptierte sie als Anführerin. Die meiste Zeit verbrachte Bibi mit Panya. Mit dem jungen Bullen Abu kam sie auch gleich aus. Die Haltung im geschützten Kontakt, das fiel auch Mario Hammerschmidt auf, als er Bibi in Halle besuchte, tat ihr gut. Das Weben wurde weniger. Eine zeugungsfähige, erfahrene Mutter, mit der würde man etwas Schönes aufbauen.

Halle, 2013

Ganz Halle konnte es kaum erwarten. Die Zeitungen hatten von Anfang an Ultraschallbilder gedruckt. Bibi und Panya waren in zwei benachbarten, voneinander getrennten Boxen aufgestellt, rüsselten sich in den Wehen viel, die Nähe der Tochter war wichtig. Gemeinsam mit Tierärzten hatte man entschieden, dass eine Herdengeburt ein zu großes Risiko wäre, als Leitkuh erschien Mafuta zu unerfahren. Bibis Baby kam schnell. Es rutschte unter dem Schiebegitter hindurch in die große, leere Laufhalle. Bibi begann sofort, gegen das Gitter zu treten. Sie will zu ihrem Baby, dachten alle, es befreien, begrüßen. Der Tierarzt ließ das Gitter öffnen. In der Halle stürmte Bibi auf ihr Kind zu und trampelte auf ihm herum. Mit einem Stoßzahn durchbohrte sie seine Lunge. 110 Kilo wog Tatu Chinara, so nannte Norman Hase das Kalb, als es schon tot war.

Halle, 2015

Der neue Zoodirektor Dennis Müller entschied, Bibis Schwangerschaft diesmal geheim zu halten. Der Plan lautete: Bibi soll wieder in einer Einzelbox gebären, und dann muss sie schnell vom Neugeborenen getrennt werden. Täglich wurde Bibi Blut abgenommen. Das Hormonprofil zeigte an, dass es so weit war. Doch wenn alles vorbereitet war und Norman Hase Wache hielt, ließen die Wehen jedes Mal nach. Als Bibi mit den anderen Elefanten auf die Außenanlage durfte, kamen die Wehen wieder regelmäßig. So entschied man, es doch mit einer Herdengeburt zu versuchen. In Berlin hatte es schließlich auch funktioniert. Das Team versammelte sich am Abend vor den Monitoren im Büro der Elefantenpfleger, die Videokamera auf der Außenanlage nahm alles auf: Die kleine Herde stellte sich schützend um Bibi. Mafuta blieb an ihrer Seite,

übernahm Verantwortung für die werdende Mutter, obwohl die beiden eine tiefe Abneigung verband. Als die Fruchtblase platzte, rannten Panya und Tana, die jungen Kühe, in Panik davon. Mafuta war irritiert. Bibi drehte sich zu ihrem Neugeborenen um und trampelte darauf ein. Mafuta konnte sie nicht mehr abdrängen. An diesem Abend brach Norman Hase zusammen. Er musste von Kollegen nach Hause gebracht werden. Das tote Baby nannte er Ahorisha. Gewolltes Kind.

Halle, 2017

Es hätte noch alles gut werden können.

Man hatte sich, das besprachen sie nach den traurigen Vorfällen, von den Geburten in Berlin blenden lassen. Dass ein Tier in Gefangenschaft ein Junges gebärt, heißt nicht, dass es dem Tier gut geht. Dass Bibi ihren Kälbern dort nichts angetan hatte, war reines Glück gewesen. Einmal war sie an der Kette gewesen und hatte sich nicht bewegen können. Einmal waren die Pfleger dazwischen gegangen. Bibi würde vielleicht noch vierzig Jahre leben, zehn Jahre davon könnte sie wieder trächtig werden. Man müsste sie als eine Erstgebärende verstehen. Man müsste von vorne anfangen.

Dann starb Mafuta an schwerem Durchfall. Die Herde, die gerade zu einer Einheit zu werden schien, gab es nicht mehr. Bibi war nun, qua Alter und Rangfolge, die neue Leitkuh, aber Bibi ist keine Leitkuh. Dann wurde Panya von Abu schwanger. An eine Herden-geburt war ja nicht mehr zu denken. Weil Bibi ein so enges Verhältnis zu Panya hatte, sollte die Mutter ihrer Tochter bei der Geburt beistehen. Also stellte man Panya und Bibi in benachbarte Boxen, vom Gitter getrennt. Als das Neugeborene auf dem Boden lag, rammte Bibi das Gitter, sie wollte unzweifelhaft ihren Enkel angreifen. Panya war verstört. So ein Verhalten, gegen ein Neugeborenes, das nicht das eigene ist, gegen das Enkelkind, davon hatte noch kein Elefantenforscher gehört. Alle glaubten: Bibi wollte ihre Tochter schützen, der Schmerz der Tochter schmerzte Bibi. Aber alle wussten auch: Wir können nicht riskieren, Bibi mit Jungtieren zusammen zu halten. Auch Tana hatte ein Junges bekommen. Heute leben die beiden Mütter, Tana als Leitkuh, und ihre Kälber zusammen. Und Bibi steht, außer Sichtweite, im Bullentrakt am Rand des Elefantenhauses und malt eine Acht nach der anderen in die Luft.

Norman Hase erträgt es nicht, wenn Bibi wieder mit dem Weben anfängt. Er fleht sie dann fast an. Bibsch, bitte, komm, nicht doch, Süße. Das Weben beendet die Momente des Glücks, des Vertrauens, des Spiels zwischen Bibi und ihm, wenn sie Äpfeln nachjagt oder ihm fast spöttisch ins Gesicht sabbert und auf den Hals, auf den er sich im vorigen Thailand-Urlaub das nächste Elefanten-Tattoo stechen ließ. Es geht so nicht weiter. Einzelhaltung ist für Elefanten eine Qual. Die Messgeräte, die den Infraschall in der Elefantenhalle anzeigen, schlagen die ganze Zeit aus, was brummen sich Mutter und Tochter da zu? Immerhin kann Bibi mit Abu rüsseln, der Bulle steht in der Nachbarbox. Zwei müde Riesen, die als Problemelefanten bekannt wurden. Abu kam nach Halle, weil er in Wien seinen Pfleger umgebracht hatte. Halles Zoo-Chef Dennis Müller, ein leiser, bestimmter Mann, auch aus Berlin nach Halle gekommen, hat sich oft gefragt, warum Bibi ihre Kälber getötet hat. Er hat mit vielen Experten diskutiert, er sagt: »Es gibt nicht die eine Erklärung.« Vermutlich schießt bei Bibi das Mutterliebe-Hormon Oxytocin zu spät ein. Das könnte man beim nächsten Mal versuchen durch künstliche Dosierung zu beeinflussen. Aber das Problem, ahnt Müller, liegt viel tiefer. Man kann davon ausgehen, dass Bibi durch die Culling-Jagd, bei der sie gefangen wurde, ein schweres Trauma erlitten hat. Bei Tieren, die eine solche Jagd erlebt haben, tauchen ein Leben lang Verhaltensauffälligkeiten auf, haben Forscher mittlerweile herausgefunden. Wahrscheinlich haben der Transport nach Deutschland, der beengte Lebensraum im Tierpark Berlin und auch die Härte, mit der die Pfleger dort die Kooperation der Tiere erzwingen wollten, bei Bibi sehr viel Stress erzeugt. Ebenso die Trennung von ihrer ersten Tochter. Der Verlust von Dashi. Elefanten sind neben Menschen die einzigen Lebewesen, von denen erwiesen ist, dass sie unter Posttraumatischen

Belastungsstörungen leiden können. »Wir können uns nicht anmaßen, die Tiere zu verstehen«, sagt Dennis Müller, »aber im Fall von Bibi können wir nicht die Augen verschließen vor dem Leid, das sie erfahren hat. Das Tragische an Bibis Geschichte ist doch, dass sich an ihrem Leben ganz viele Fehler in der Elefantenhaltung aufzeigen lassen. Bibi ist ein Opfer vieler falscher Entscheidungen. Es ist schade, dass wir nicht die Kapazitäten haben, uns weiter um sie zu kümmern.« Bibi muss weiterziehen. Arne Lawrenz, der Direktor des Wuppertaler Zoos, führt seit Kurzem das Zuchtbuch für afrikanische Elefanten in europäischen Zoos. Er entscheidet am Ende, wohin Bibi

kommt. Es ist ein kompliziertes Puzzle, an dem Lawrenz bastelt: Über Zoos in ganz Europa verteilt leben Elefantenkühe und -bullen, diverse Besitz- und Verwandtschaftsverhältnisse gilt es zu beachten. Der Egoismus einiger Tierparkchefs macht es Lawrenz nicht leichter. Manche verabreden Tauschgeschäfte, statt alle Zoos als Gemeinschaft zu verstehen, die ein Interesse eint: gesunde Tiere, die sich fortpflanzen und einen Beitrag zum Artenschutz leisten.

Lawrenz ist vielleicht auch deshalb Leiter des Erhaltungszuchtprogramms für Elefanten geworden, weil er in Wupper-tal gezeigt hat, wie zeitgemäße Elefantenhaltung funktionieren kann: indem man konsequent Mutter-Tochter-Herden aufbaut. Elefantenherden sind in der Natur rein weibliche Verbände. Sind die Bullen ausgewachsen, verlassen sie die Gruppe und leben für sich. Über Jahrzehnte gaben Zoos aber lieber Kühe als Zuchtbullen ab. Man verstand nicht, dass für die Frage, ob Elefantennachwuchs geboren wird, viel entscheidender ist, dass die Herde harmonisch ist. Dass in einer funktionierenden Herde viel mehr Kühe einen geregelten Zyklus bekommen. Dass Geburten nur im Schutz der Herde natürlich stattfinden können. Es werden immer noch zu wenige Afrikanische Elefanten in deutschen Zoos geboren, sechzig Prozent der Zoo-Elefanten stammen aus Importen. Kühe, die schwanger werden und austragen, sind rar. Deswegen, sagt Lawrenz, ist Bibi wichtig. Als Mutter. Lawrenz plädiert dafür, sie vor ihrem Umzug nochmals von Abu decken zu lassen.

Ende Februar steht nach komplizierten Verhandlungen fest, dass Bibi in das neue Elefantengehege nach Magdeburg zieht. Olaf Töffels vom Verein Elefanten-Schutz Europa, der Bibi als Stammbesucher des Tierparks Berlin gut kennt, sagt: »Das ist eine weitere Tragö-die. Nun wird Bibi auch noch von Panya getrennt. Eigentlich müsste man vielmehr alle anderen Kühe aus Halle wegschicken und Bibi und Panya und Panyas Baby wieder zusammenführen. Und mit ihnen eine Mutter-Kind-Linie aufbauen.« Auch Töffels findet, man sollte mit Bibi weiter züchten. »Die Geburten endeten doch auch deshalb so schrecklich, weil Bibi immer nur nach dem Plan von Menschen gelebt hat, sie hat nie gelernt, Verantwortung zu übernehmen, eigene Entscheidungen zu treffen. Man müsste ihr genau das beibringen. Stattdessen setzt man sie nur wieder neuem Stress aus, einsam in Magdeburg.« Töffels ist ein Elefantenschützer, der grundsätzlich für die Haltung von Elefanten in Zoos ist. Weil er

glaubt, dass die Menschen sich mehr für das Überleben der Tiere einsetzen, wenn sie ihnen nahe kommen. Frank Albrecht von der Organisation End-Zoo hingegen sieht Bibis Schicksal als weiteren Beweis dafür, dass eine artgerechte Haltung von Elefanten schlicht nicht möglich ist. Albrecht sagt: »Nun wird sie wie so viele für den Rest ihres Lebens irgendwo abgestellt. Sie hätte nie nach Deutschland kommen dürfen.«

In dem Land, aus dem Bibi kam, hat Buck de Vries, über achtzig Jahre alt, alles verloren. Vor 15 Jahren sein Land, als Robert Mugabe weiße Farmer enteignen ließ, gerade erst seine Frau Rita. De Vries wartet in einem fast leer stehenden Haus in Bulawayo auf den Tod. Vor Jahren war er noch mal in seinem einstigen Safari-Paradies. Dort war der Tod schon. Niemand kümmert sich um den Boden. Niemand um die Tiere, Wilderer haben freie Hand. Es stank nach Verwesung. Und im Nationalpark nebenan drängen sich heute rund 45 000 Elefanten, mehr denn je. Die Elefanten sind global vom Aussterben bedroht, aber im Gwayi Valley reden manche schon wieder von Culling. Vorerst werden Baby-Elefanten aus den Herden geholt und nach China verkauft, das ist für den maroden Staat lukrativ. Buck de Vries hat auch schreckliche Verbrechen an Menschen gesehen in den vergangenen zwanzig Jahren, er hat selbst Folter erlebt, aber er sagt: »Diese Massaker an den Elefanten verfolgen mich bis heute. Das Schreien.« De Vries sagt, er habe bis 1987 fast tausend Baby-Elefanten in die Welt verkauft. »Wir hätten sie erschießen sollen! Sie trugen den Tod in sich.«

An eine Szene denkt Norman Hase besonders oft. Es war nach Bibis vierter Geburt. Sie konnten sie nicht von dem Baby trennen, das Bibi gerade getötet hatte. Sieben Stunden lang lockten sie Bibi, zogen an ihr. Aber Bibi versuchte verzweifelt, das Kalb mit ihren Vorderläufen aufzurichten. Sie rüsselte nach dem Mund. Sie stieß ihren Schädel immer wieder gegen den leblosen, kleinen Körper. Die Mutter kämpfte um das Leben ihres Babys.

PATRICK BAUER

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Dass Bibi aus Simbabwe stammt und bei einer Culling-Jagd gefangen wurde, erfuhr unser Reporter bei seinen Besuchen in Berlin und Halle. Für die genauen Umstände der Herkunft musste er aber zwei zurückgezogen lebende Männer ausfindig machen: Werner Bode und Buck de Vries.

Paul sieht Rot

Was genau Menschen wie der 34-Jährige fühlen und denken, bleibt Außenstehenden meist verborgen, denn Paul van Rood hat Schizophrenie. Für den Fotokünstler ist die Farbe Rot mehr als nur eine Farbe. Sie bestimmt die Höhen und Tiefen seines Lebens. Seit Jahren hat er seine Krankheit akribisch dokumentiert. Jetzt gewährt er zum ersten Mal Einblick in drei dicke Tagebücher.

Von Christina Berndt, Süddeutsche Zeitung, 15./16.07.2017

Endlich in Hongkong! Ich habe sie abgehängt. Ich weiß es. Ich könnte schreien vor Glück!

Mit jedem Atemzug löst sich die beklemmende Enge in der Brust. Mit jedem Schritt schwindet die Todesangst. Endlich fühlt sich Paul van Rood wieder frei. Und dann gibt es auch noch so viel Rot in Hongkong: die Lampions, die Taxis und die roten Marlboro, die hier viele Leute rauchen, genau wie er. Wenn das kein gutes Zeichen ist – Rot ist seine Farbe.

Der Plan ist aufgegangen. Drei Flüge hatte er gebucht: München – London, München – Dubai, München – Hongkong. Wohin er tatsächlich fliegen würde? Kein Wort zu niemandem. Nicht einmal zu seiner Freundin. So groß war seine Angst.

Jetzt fühlt Rood sich, als hätte er Flügel. Endlich sind seine Gedanken still. Er trifft nette Menschen, feiert die Nacht durch. Doch das Glück währt nicht lange. Schon am Morgen kommen sie wieder, die grauenvollen Bilder. Und mit ihnen die Spione. Sie sind hinter ihm her, er weiß es genau, sie wollen ihn in eine Maschine verwandeln. Er darf jetzt auf keinen Fall aufgeben.

Nicht einschlafen! Bloß nicht einschlafen. Sie sind schon dicht hinter mir. Ich spüre sie. Sie haben mich vergiftet. Konzentration! Einatmen, ausatmen.

Mehrere Tage lang irrt Rood durch die Metropole Hongkong, völlig erschöpft und doch ohne ein Auge zuzutun. Sich irgendwo hinsetzen? Kurz ausruhen? Nicht einmal das wagt er. Wenn er nicht jeden Atemzug ganz bewusst tut, wenn er nicht jedes Heben und Senken seines Brustkorbs genau kontrolliert, wird er aufhören zu atmen. Dann ist er tot. Und sie haben gesiegt.

Wenn Paul van Rood, 34, blonde kurze Haare, blaue Augen, charmantes Lächeln, heute in seiner Zwei-Zimmer-Wohnung in München von damals erzählt, sagt er: „Ich war eigentlich nicht mehr in der Lage zu stehen oder zu laufen. Aber ich wusste zugleich: Ich würde kollabieren, wenn ich mich hinsetze. Es war wirklich das bizarrste und absolut brutalste Horrorgefühl, das ich je hatte. Ein lebendiger Albtraum.“

Damals, im Oktober 2013, hatte Rood seine bislang schwerste Psychose. In solchen Phasen schaffen sich die Erkrankten ihre eigene Realität. Natürlich waren keine Spione hinter ihm her. Was sollten sie auch von ihm wollen? Von einem um die Welt reisenden Multimediakünstler, einem freundlichen Kerl, der Besuchern die Tür aufhält, Kaffee und Kuchen bereitstellt und der die Farbe Rot liebt. So sehr, dass er seinen Künstlernamen danach gewählt hat. Weshalb sie ihn umbringen wollten, wusste Rood ja selbst nicht. Aber fast hätte er dabei wirklich den Tod gefunden.

Hunderttausende Menschen in Deutschland sind wie Paul van Rood an Schizophrenie erkrankt. Viele wähnen sich von fremden Mächten verfolgt. Doch was genau sie fühlen, wie sie während ihrer psychotischen Phasen denken, ist Außenstehenden kaum begreiflich. Roods Tagebuchaufzeichnungen sind deshalb besonders wertvoll. Seit Jahren dokumentiert er sein eigenes Leben akribisch. Er fotografiert, schreibt, hat sogar Gespräche mit seinem Psychiater mitgeschnitten.

Drei dicke Bücher sind daraus entstanden. Zwischen den Buchdeckeln: 17 Jahre Schizophrenie. Für die SZ hat er sie geöffnet. Er gewährt erstmals Einblicke in seine ebenso wahnhafte wie fantastische Welt.

Als die Schizophrenie seine Gedanken, seine Gefühle, sein Wesen zum ersten Mal kapert, ist er 17. Er reist gerade mit Freunden durch England, da erhalten seine Eltern einen verstörenden Anruf: Irgendetwas stimmt nicht mit ihrem Sohn, sagt einer

der Freunde. Er rede und rede, alles furchtbar wirres Zeug. Gleich am nächsten Tag ist der Vater da, um den Sohn zu holen. In einem kleinen Mietwagen fahren sie zum Londoner Flughafen, wo zufällig gerade der damalige US-Präsident Bill Clinton gelandet ist. Im Stau, mitten auf der Autobahn, steigt der Sohn zum Entsetzen seines Vaters plötzlich aus.

Gleich kommen sie, um mich zu töten! Warum fahren wir mit diesem viel zu kleinen Auto zum Flughafen? Viel zu gefährlich! Ich will den Mercedes da drüben. Papa, lass uns den Mercedes nehmen! Da sind wir besser geschützt. Eine große Aufgabe wartet auf mich. Der Präsident wartet! Wir müssen die Welt retten!

Zurück in München lautet die Diagnose der Ärzte: Schizophrenie. Später heißt es dann: „Bipolar plus“, weil zu seinen psychotischen Phasen noch Gemütsschwankungen zwischen Manie und Depression hinzukommen. Bipolar plus klingt besser, findet Rood, viel besser als Schizophrenie. Für die Eltern, für die Freunde, auch für Rood selbst ist die Diagnose ein Schock. Es gab keine Vorwarnung, keine Auffälligkeiten, niemand in der Familie hatte so etwas. Zack, auf einmal ist es da.

Die Neigung zu psychotischem Erleben wird dem Menschen mit den Genen mitgegeben. Aber ob die Krankheit am Ende ausbricht, entscheiden Einflüsse von außen. Wie Paul van Rood überfällt die erste Psychose die Betroffenen meist im jungen Erwachsenenalter, häufig im Ausland oder in ungewohnten Situationen. Früher begann eine Schizophrenie oft im Wehrdienst. Doch der Trigger muss nicht negativer Stress sein, auch etwas Schönes kann die Krankheit auslösen, eine neue Liebe zum Beispiel. In der Familie heißt es dann: „Die neue Freundin ist schuld an allem.“

Medizinisch gesehen stimmt das Zusammenspiel der Hormone im Gehirn nicht: Manche Nervenzellen produzieren zu viel Dopamin. Die antriebssteigernde Substanz stört die Verarbeitung von Informationen, erst recht, wenn Stresshormone dazukommen. Das Gehirn kann dann vieles nicht mehr einordnen. Es zimmert sich seine eigenen Erklärungen zurecht, Reales und Fiktion verschwimmen. Doch zugleich funktioniert das Gehirn auch in den psychotischen Phasen bestens. Ein Beleg dafür: Roods exakt geplante Flucht nach Hongkong. Genies wie Vincent van Gogh, Isaac Newton, Jean-Jacques Rousseau und der Mathematiknobelpreisträger John Forbes

Nash hatten Schizophrenie – und Feingeister wie Friedrich Hölderlin. Wochen oder Monate kann eine akute Episode anhalten. Dann hat die Schizophrenie den Patienten im Griff. Zwar verändert auch ein kaputter Meniskus, ein krankes Herz oder eine Depression das Leben eines Menschen, die Schizophrenie aber setzt in Teilen die Selbstbestimmung des Kranken außer Kraft. Manche Patienten werden aggressiv, versuchen mit aller Kraft, fremde Mächte zu besiegen. Andere spüren ungeahnte Kräfte und werden größtenwahnsinnig, und wieder andere meinen, die Krankheit sei die gerechte Strafe für ein verfehltes Leben. Die Schizophrenie zwingt sie, Aufträge zu erfüllen, viele wirken wie ferngesteuert. Man könnte fast sagen: In den kranken Episoden werden aus Menschen jene Maschinen, vor denen sich Rood in Hongkong so gefürchtet hat.

Die Leute starren mich alle an. Vermutlich erkennt man schon, dass ich eine Maschine werde. Ich muss es verhindern. Ich muss weiter selber denken. Nicht zulassen, dass sie meine Gedanken steuern!

In seiner Angst glaubt Rood Dinge, die unglaublich sind. Und tut sie auch. Britney Spears, U2-Sänger Bono, Adolf Hitler und Eva Braun – sie alle begleiten ihn während seiner Episode in Hongkong. Die Nazis sind die Bösen, aber gemeinsam mit Bono, dessen Engagement gegen Hunger und Aids er so schätzt, glaubt Rood die Pläne der Spione verhindern zu können. Diese haben längst angefangen, sich die Menschen untertan zu machen. Manche sind Maschinen geworden, andere liegen als Leichen auf den Straßen. Irgendwo in einer Wohnung wird Britney Spears festgehalten. Sie soll gefoltert und zum Mond geflogen werden. Er muss sie finden, dann wird alles gut. „Ich war in Hongkong fest davon überzeugt, dass ich ein Auserwählter bin, der die Welt zu einem besseren Ort machen würde“, sagt Rood. In eindeutiger Geste bewegt er dabei die rechte Hand vor seinem Gesicht hin und her. Er lächelt gequält. Vieles von dem, was damals geschah, ist ihm jetzt peinlich. „Das war vollkommen verrückt. Ich kann es heute selbst kaum glauben, aber all diese Gedanken, Ideen und Ängste haben sich absolut real angefühlt, hundert Prozent real.“

Britney Spears taucht häufig auf in seinen psychotischen Episoden. Der Sängerin fühlt er sich verbunden, seit sie sich im Jahr 2007 in einem Friseursalon in Los Angeles ihre langen blonden Haare abrasierte. „Verzweifelt und verwirrt“ sei

Spears gewesen, erzählte die Friseurin damals im Fernsehen. Rood fühlte mir ihr: „Mir tat es unendlich leid, wie die Öffentlichkeit mit der Künstlerin umging, wie ihr Privatleben zerpfückt wurde und den Menschen plötzlich bedeutender war als ihr Talent.“ Den Schädel rasieren, das macht er auch manchmal. Oft ist es kein gutes Zeichen, weil es dann gerade wieder losgeht mit den Filmen in seinem Kopf.

In Hongkong ist auch Rood kahl geschoren. Um Britney Spears zu retten, rennt er in einen Hauseingang, klingelt, schreit. Er ist nackt. Die Kleider hat er sich vom Leib gerissen. So will er zeigen, dass er ein Mensch ist und keine Maschine. Aber natürlich lässt niemand einen nackten, kahlen Mann ins Haus. Da kann Rood nicht mehr. Nach Tagen ohne Rast und Ruhe schwindet die letzte Energie aus seinem Körper. Er legt sich splitternackt auf eine Kreuzung – mitten in Hongkong.

Das Bizarre ist: Rood kann sich heute noch daran erinnern, wie merkwürdig die Menschen ihn damals fanden. Obwohl sein Gehirn eine eigene Realität erschaffen hatte, nahm er genau wahr, was um ihn herum passierte. In der echten Welt blickten die Menschen ihn merkwürdig an. In seinem Universum war das ein Beweis dafür, dass er zur Maschine wurde. In der echten Welt eilten Passanten herbei, schützten ihn vor den heranrasenden Autos, Sanitäter brachten ihn in eine Klinik. In Roods Universum taten diese Leute nur freundlich. Seine angeblichen Retter, das waren die Spione.

Die wollen mich umbringen! Ich bin in ihrem Gebäude. Ich muss hier weg. Sofort! Ich werde über die Tische springen, so hab ich vielleicht eine Chance, ihnen zu entkommen. Jetzt!

Immer wieder versucht Rood, aus der Klinik zu fliehen. Immer wieder fesseln die Ärzte ihn ans Bett. Acht verdammte Male. Er weiß es genau. Beim Blick aus dem Fenster entdeckt er ein Haus mit acht Stockwerken, da sagt er sich: „Wenn bei der achten Fixierung nichts passiert, dann tun sie mir nichts.“ An seinem rechten Arm trägt er heute ein Lederarmband, achtmal ist es gewickelt. Seit Hongkong ist die Acht seine Zahl, sie gibt ihm Halt.

Angst und Panik werden erträglicher, wenn sie mit Symbolen verknüpft werden. Das ist bei vielen Schizophrenie-Patienten so. Deshalb können Zahlen ein

Weg raus aus der Gefühlshölle sein. Ein Ausweg aus dem Wahn sind sie nicht. Bei Paul van Rood helfen in schweren Krankheitsphasen nur noch Medikamente, die in die Chemie seines Gehirns eingreifen. Das wissen auch Roods Eltern und seine Freundin. Während er durch Hongkong irrt, suchen sie voller Sorge nach ihm. Der Zustand seiner Wohnung in München lässt Schlimmes ahnen: Wände, Decken, Bett und Spiegel, alles mit gelber und roter Farbe vollgesprüht. In der Badewanne prangen riesige Großbuchstaben: „THIS IS IT“. Das ist es. Unter dem Fenster liegen furchteinflößende Installationen aus CDs und zerrissenen Puppen. Was, wenn Paul sich oder anderen im Wahn etwas antut? Der Mutter wird klar, dass sie schon vor der Abreise ihres Sohnes etwas von seinem akuten Zustand hätte bemerken können. „Auf der einen Seite umarmte er mich wie ein Judas“, wird sie später bei einem Gespräch in der Klinik sagen, „auf der anderen wie jemand, der nach Hilfe schreit.“

Doch wie sollen die Eltern ihren Sohn finden? Sie wissen nicht einmal, in welchem Land er ist. Sein Handy hat er aus Angst vor den Spionen längst zertrümmert. Nur einmal meldet er sich noch bei seiner Freundin. Wo er ist, will er ihr nicht sagen, aber er erzählt von einem blumengeschmückten Restaurant mit dem lustigen Namen „Hey Hey Kitchen“. Eine Google-Suche bringt die Freundin auf die richtige Fährte: Das Restaurant liegt im Western District von Hongkong. Eine Woche lang telefonieren die Eltern die Krankenhäuser der Stadt durch. Dann endlich finden sie Paul – in der Psychiatrie.

Abholen kommen sie ihn nicht. Rood nimmt ihnen das heute noch übel. Er selbst wählte seine Eltern damals schon tot, ermordet von den Spionen. „Ich hätte mich so gefreut, wenn sie gekommen wären. Gut möglich, dass ich sie erst einmal weggeschickt hätte, aber sie hätten es trotzdem immer wieder versuchen sollen.“

Es wäre nicht das erste Mal gewesen, dass der Sohn die Eltern hinauswirft. Oft schon hat er sie während seiner Psychosen angeschrien und extrem abweisend behandelt, zuletzt ein paar Jahre zuvor in New York. Dort saß Rood im Gefängnis, weil er aus dem Fenster eines Hochhauses Steine auf die Klimaanlage geworfen hatte. Er glaubte, so den Klimawandel bekämpfen zu müssen. Sein Vater war extra angereist, um ihn aus der Haft freizukaufen. Einmal hat er das Haus seiner Eltern verwüstet, Ölgemälde mit Edding bemalt, den Holztisch im Esszimmer ruiniert, die

Kühlerhaube des Autos zerkratzt. Fast hätte er das Haus angezündet. Aber dann hat er doch nur einen Benzinkanister gekauft, einen roten, hineingepinkelt und ihn auf den Flügel im Wohnzimmer gestellt.

Die Schizophrenie reißt Gräben zwischen Menschen – selbst zwischen solche, die einander lieben. Für Familie und Freunde ist sie oft ebenso grausam wie für die Betroffenen selbst. Josef Bäuml kennt sie alle, die Geschichten von Liebe und Verletzung, die sich zwischen den Kranken und ihren Nächsten abspielen. „Eltern und Partner können die extremen Handlungen nicht einordnen. Sie glauben, ihr Angehöriger wolle sie quälen“, sagt der Psychiater, der am Münchner Klinikum rechts der Isar die akutpsychiatrische Abteilung leitet.

Seit 20 Jahren schon arbeitet Bäuml mit Schizophrenie-Patienten – und immer auch mit deren Angehörigen. Er hat einen Ratgeber geschrieben, um ihnen klarzumachen, dass niemand an der Schizophrenie Schuld trägt, der Kranke nicht und auch nicht die Verwandten; dass der Krankheit vielmehr ein organisches Problem zugrunde liegt. Auch Roods Eltern hat Bäuml das eindringlich erklärt, für den jungen Mann war es ein Segen: „Früher haben meine Eltern gedacht, ich hätte Drogen genommen und die Krankheit so verursacht. Aber das stimmt nicht.“ Jetzt wüssten sie, dass er nichts dafür kann. Dennoch ist das Verhältnis zu seinen Eltern oft schwierig. Ebenso wie das zu Frauen. In jüngerer Zeit sind drei Beziehungen zerbrochen. Rood sagt: „Ich bin nicht einsam, aber ich fühle mich oft so.“

Eine Ärztin und ein Pfleger vom Malteser Hilfsdienst waren es schließlich, die Rood aus Hongkong nach München zurückbrachten – direkt in die geschlossene Abteilung von Professor Bäuml. Anfangs nannte Rood den Mann mit dem weißen Bart und dem kleinen Bauch nur abfällig „den Weihnachtsmann“. Mit ihm sprechen wollte er nicht. Während seiner Psychosen war er sich stets sicher, dass alle Ärzte Agenten waren, dass ihre Diagnose Teil eines Plans war. Sie hörten ihn ab. Jemand trug eine rote Uhr? Er fand einen leuchtend roten Schnuller im Park? Ganz klar: Die Agenten wollten ihm mit seiner Farbe ein Zeichen geben.

Inzwischen spricht Rood gerne mit Bäuml. Alle zwei Wochen kommt er zum Therapiegespräch. Die Sitzungen am runden, weißen Tisch in Bäumls Arbeitszimmer tun ihm gut, aber sie setzen ihm auch zu, vor allem, wenn er von den schlimmen

Psychosen der Vergangenheit erzählt – oder vom Verhältnis zu seinen Eltern, die stets besorgt sind. „Wenn ich mal ein bisschen gut drauf bin, denken sie gleich, ich könnte manisch werden.“ Er fühlt sich häufig unverstanden. Vater und Mutter haben viel für ihn getan, ohne Frage. „Mir tut es immer noch furchtbar leid, was sie durch meine Erkrankung durchmachen mussten.“ Aber sie haben ihn in seinen schlimmsten Momenten auch alleingelassen, etwa in der Klinik in Hongkong, wo er litt wie ein Hund. Bäuml spürt den Schmerz seines Patienten, springt auf, umarmt von hinten den jungen Mann, der verloren in seinem Stuhl sitzt. Grenzüberschreitung, ja. Aber manchmal hilft Reden nicht mehr.

Auch damals, bei ihrer ersten Begegnung, half Reden alleine nicht weiter. „Als er aus Hongkong kam, war er extrem feindselig und unzugänglich“, erinnert sich Bäuml. „Wir haben ihn fast niederringen müssen, pharmakologisch zumindest.“ Die Ärzte stellten ihn vor die Wahl: „Entweder Sie schlucken das, oder wir müssen Sie gegen Ihren Willen behandeln.“ Rood hat dann irgendwann mitgemacht.

Bis heute nimmt er ein ganzes Arsenal an Medikamenten. Monate hatte es gedauert, bis die Ärzte den richtigen Mix und die richtige Dosierung für ihn gefunden haben. Die eine Arznei vertreibt die Angst, die andere die Depression. Eine weitere nimmt er ein, wenn er das Gefühl hat: Es geht mir zu gut. Oder wenn er wieder anfängt, in Autokennzeichen Botschaften zu sehen. Akribisch achtet er darauf, dass er keine Pille und keine Spritze vergisst. „Fixiert zu sein, das sind entsetzliche Qualen“, sagt Rood. „Ich tue alles, damit es nicht wieder passiert.“

Um sich zu schützen, hat er zusätzlich zu Medikamenten und Psychotherapie noch eine ungewöhnliche Strategie entwickelt: Er studiert seine eigenen Tweets aufmerksam. Gibt es in den Kurzbotschaften, die er über Twitter verschickt, verräterische Anzeichen? Schreibt er wirres Zeug? War er gestern wirklich in Amsterdam? Mehrere Tweets setzt er pro Tag ab, aber kaum jemand kann sie lesen. Er twittert vor allem mit sich selbst. Genauer gesagt: mit zwei imaginären Freunden.

Er schreibt sich selbst, zu dritt? Ist das nicht, trotz aller Tabletten, doch noch ziemlich schizophran? „Das Setting ist schon ein bisschen crazy“, sagt Rood, lächelt unsicher und erklärt mit großem Ernst die verschiedenen Charaktere seiner Alter Egos, die alle eigene Biografien und sogar Geburtstage haben. Letztlich seien alle drei Teile

seines wirklichen Charakters. Der erste findet den zweiten manchmal nervig, ist aber auch fasziniert von seinen Gedanken. Der dritte ist sehr klug. „Er hat viel auf dem Kasten. Seine Kommentare und Fragen nehme ich sehr ernst.“

Er erzählt das so mitreißend und voller Überzeugung, dass die merkwürdige Dreifaltigkeit bald gar nicht mehr so seltsam wirkt. Die Twitter-Gespräche dienen Rood zur Selbstkontrolle. Und das ist auch nötig, denn die Krankheit lugt immer wieder hervor. Im echten Leben. Und auf Twitter.

@paulvanrood – Es gibt gute und schlechte Tage. Und es gibt bipolare Tage. Das sind die schlimmsten! Es fühlt sich an, als ob deine Gefühle entführt wurden.

Mit der Verordnung von Psychopharmaka sind andere Psychiater oft zurückhaltender als Josef Bäuml, die Anti-Psychiatrie-Bewegung setzt sich ohnehin gegen Medikation und Zwangsbehandlungen zur Wehr. Doch Bäuml ist von seinem Weg überzeugt: „Man darf die Schizophrenie nicht unterschätzen, man muss sie energisch behandeln.“ Das gelte vor allem für einen Patienten wie Rood, der um die Welt reist, ausgeht, feiert und öfter mal eine neue Freundin hat. „Wenn er sich nicht hinter Mauern zurückziehen will, braucht er einen inneren chemischen Schutzwall.“

Tatsächlich hatten andere Ärzte bei Rood zuvor kaum Erfolg: Jedes Jahr endeten ein bis zwei schwere Episoden mit Polizeieinsätzen oder Zwangsbehandlungen. Seit drei Jahren, seit Bäuml ihn behandelt, ist nun Ruhe. Für Rood ist das ein Segen, endlich kann er Pläne machen, muss nicht mehr so viel Angst vor sich selbst haben. Allerdings hat der Friede im Kopf seinen Preis: Wenn er nach der Kaffeetasse greift, zittert seine Hand, sein Mund ist trocken, oft steht ihm der Schweiß auf der Stirn – alles Nebenwirkungen der Medikamente.

Klar, viele seiner psychotischen Gedanken seien völlig verrückt, sagt Rood, aber gleichzeitig merkt man ihm an, dass er auch ein bisschen stolz darauf ist. Stolz, dass sein Gehirn fähig ist, sich so etwas auszudenken. Wer LSD oder Pilze nimmt, weiß, wodurch die Bilder im Kopf entstehen. Roods Gehirn kann das von ganz allein. „So entsetzlich vieles ist, diese Erlebniswelten sind auch bereichernd.“ Wer im Geiste mit Bono von U2 Afrika von Aids befreit oder Britney Spears vor einer Entführung zum Mond bewahrt, genießt das Fantastische daran.

Tatsächlich hat die Kraft seiner Wahnvorstellungen selbst den Psychiater Bäuml überrascht, obwohl der von seinen Patienten immer wieder die verrücktesten Geschichten zu hören bekommt und obwohl er weiß, dass die Kreativität von Menschen mit Schizophrenie in der Regel groß ist.

Berühmt ist die Sammlung Prinzhorn an der Universitätsklinik Heidelberg, wo der Kunsthistoriker und Psychiater Hans Prinzhorn bereits zu Beginn des 20. Jahrhunderts ergreifende Bilder von Insassen psychiatrischer Anstalten gesammelt hat, die auf den Betrachter oft fremd und vertraut zugleich wirken.

Auch Rood mag beim Fotografieren am liebsten den Punkt, an dem Fantasie und Realität zusammenkommen. Mit seinen Fotos, die er von den unterschiedlichsten Orten der Erde über Instagram versendet, bildet er kleine Ausschnitte der Wirklichkeit ab, aus denen sich eine neue, oft überraschende Ästhetik ergibt. Seine eigene Person aber soll im Hintergrund stehen, er möchte als Künstler anonym bleiben, weil seine Bilder für sich sprechen sollen.

Mit der Fotografie hat Rood eine Möglichkeit gefunden, sich seine Krankheit zunutze zu machen. Die Farbe Rot spielt dabei eine besondere Rolle: „Dieses Rot, das mich immer verfolgt hat – ich bin mit ihm Freund geworden.“ Die Dinge, die er mal für Zeichen hielt, liegen inzwischen im Bücherregal in seinem Wohnzimmer: der rote Schnuller aus dem Park, ein Lippenstift, eine leere Getränkedose mit der Aufschrift „Let’s go to the Moon“.

Wo ist sie überhaupt, die Grenze zwischen Kunst und crazy? Noch heute bedauert Rood, dass seine Eltern den künstlerischen Wert seiner mit Edding überarbeiteten Ölgemälde damals nicht erkannt haben. „Es waren coole Sachen dabei.“ Doch die Eltern wollten die Zeugnisse der beängstigenden Krankheit nicht in ihrem Haus haben. Sie ließen die Originale sofort restaurieren, man sollte nichts mehr sehen vom Wahn des Sohnes.

Überdecken, überspielen, wegsperren: Schizophrenie ist Stigma. Immer noch. Ein Professor, der Paul van Rood eine Weile behandelte, sagte einmal: Es sei gelungen, Aids gesellschaftsfähig zu machen. Mit psychiatrischen Krankheiten werde das nie geschehen. „Stigmatisierender geht’s eigentlich nicht, ausgerechnet ein Psychiater

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

sagt so etwas“, empört sich Rood noch heute. Deshalb erzählt er seine Geschichte. Er will das Gegenteil beweisen. Seine Kampagne beginnt hier und jetzt, am Küchentisch in seiner Wohnung. Er atmet tief ein. Unter seinem grauen Sakko ist nun sein T-Shirt zu sehen. „Liebe das Leben“ steht darauf. Ein Klecks Rot ist auch dabei.